

# Integration von Migrantinnen und Migranten

Ein Open Space in der Reihe  
„Jugend im gewaltfreien Raum“



**FRIEDRICH  
EBERT**   
**STIFTUNG**

Forum Politik  
und Gesellschaft

**GEWALT  
BERLIN GEGEN  
GEWALT**

LANDESKOMMISSION  
BERLIN GEGEN GEWALT



# Integration von Migrantinnen und Migranten

Ein Open Space in der Reihe  
„Jugend im gewaltfreien Raum“



### **Impressum**

ISBN 10: 3-89892-595-1  
ISBN 13: 978-3-89892-595-2

**Herausgeber:** Friedrich-Ebert-Stiftung  
Forum Politik und Gesellschaft  
Hiroshimastr. 17  
10785 Berlin

Landeskommission Berlin gegen Gewalt  
c/o Senatsverwaltung für Inneres und Sport  
Beuthstr. 6-8  
10117 Berlin

**Verantwortlich:** Hiltrun Hütsch-Seide, Anja Wehler-Schöck

**Redaktionelle Bearbeitung:** Johanna Suwelack, Anja Wehler-Schöck

**Fotos:** Joachim Liebe

**Gestaltung:** Meintrup, Grafik Design

**Druck:** primeline.print, Berlin

Diese Publikation wird gefördert durch Mittel  
der DKLB-Stiftung.

Copyright 2006 by Friedrich-Ebert-Stiftung,  
Forum Politik und Gesellschaft

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	5
Anja Wehler-Schöck	
<b>Die Open Space-Veranstaltungsreihe „Jugend im gewaltfreien Raum“</b> .....	7
Hiltrun Hütsch-Seide	
<b>Begrüßungen</b>	
Anja Wehler-Schöck .....	12
Thomas Härtel .....	14
<b>Theater der Erfahrungen: Vom Weggehen und Ankommen</b> .....	18
<b>Der Auftakt: 200 ExpertInnen oder wie aus Betroffenen Akteure werden</b> .....	20
Alina Fuchs	
<b>Workshops</b> .....	26
<b>Berichte aus den Workshops</b> .....	28
Wer oder was ist ein Ausländer/ eine Ausländerin? Was unterscheidet sie von den InländerInnen? .....	28
Domagoj Ratkovic	
Warum haben viele Deutsche Probleme mit AusländerInnen? Warum haben Menschen ausländischer Herkunft mit Deutschen Probleme? .....	33
Anne Elsner	
Warum gibt es immer wieder Missverständnisse zwischen ImmigrantInnen und „Deutschen“? Wie kann man dem entgegenwirken? .....	36
Ronald Klein	





(Keine) Ausbildungsplätze für MigrantInnen? .....	39
Ursula Csejtei	
Nehmen uns die MigrantInnen Arbeitsplätze weg? .....	42
Ronald Klein	
Welche Rolle spielt der kulturelle Hintergrund bei der Ausübung von Gewalt? .....	45
Anne Elsner	
Kulturkonflikt und Kriminalität .....	48
Ronald Klein	
Gewalt in der Familie .....	51
Ursula Csejtei	
Welche Bedeutung hat die Religion für die Jugendlichen? .....	54
Ursula Csejtei	
Öffentliche Anerkennung von gelungener Integration in den Medien .....	57
Domagoj Ratkovic	
Heimat: Was können wir tun, damit Deutschland für alle eine Heimat wird? .....	61
Domagoj Ratkovic	
Aus Feinden werden Freunde .....	65
Anne Elsner	
<b>Der Abschluss: Vom Reden zum Handeln</b> .....	68
Alina Fuchs	
<b>Vorhaben</b> .....	76
<b>Kontakte</b> .....	77



## Vorwort

In Deutschland leben derzeit etwa 15,3 Millionen Menschen mit Migrationshintergrund – dazu zählen unter anderem AusländerInnen, SpätaussiedlerInnen sowie die Nachkommen zugewanderter Eltern; ca. 37 Prozent dieser Bevölkerungsgruppe sind unter 25 Jahre alt. Diese Jugendlichen finden sich oftmals hin- und hergerissen zwischen zwei Welten: dem „Herkunftsland“ auf der einen Seite, das sie in vielen Fällen nur noch aus der frühen Kindheit, durch die Erzählungen der Eltern oder von Urlaubsaufenthalten kennen, und Deutschland auf der anderen Seite, wo ihr Lebensmittelpunkt liegt.

Überdurchschnittlich oft wachsen diese Jugendlichen in sozial schwachen Familien auf und haben schlechte Chancen, wenn es um ihre schulische und berufliche Zukunft geht. Sie in unsere Gesellschaft zu integrieren bedeutet nicht nur, ihnen bestimmte Leistungen abzuverlangen, sondern auch, sie mit Blick auf ihre spezifischen Bedürfnisse zu unterstützen und zu fördern. Erfolgreiche Integration kann nicht einseitig gelingen, sondern erfordert gegenseitige Bemühungen.

Unter welchen Voraussetzungen kann die Integration von jugendlichen MigrantInnen gelingen? Diese Frage stand im Mittelpunkt des achten Open Space in der Reihe „Jugend im gewaltfreien Raum“, den die Friedrich-Ebert-Stiftung und die Landeskommision Berlin gegen Gewalt im September 2006 organisierten. Eingeladen waren SchülerInnen, LehrerInnen, PädagogInnen, SozialarbeiterInnen – kurzum alle, die mit diesem Thema, sei es beruflich oder privat, in Berührung kommen.





Über 200 TeilnehmerInnen setzten sich an den eineinhalb Veranstaltungstagen mit dem Thema „Integration von Migrantinnen und Migranten: Was heißt das? Wie geht das? Wer gestaltet das? Was kann ich tun?“ auseinander. Der Open Space erwies sich dabei als die ideale Methode, um den unterschiedlichen Standpunkten und Anliegen aus verschiedenen Gruppen der Gesellschaft Gehör zu verschaffen. Im ungezwungenen Rahmen des Open Space fällt es gerade Jugendlichen häufig leichter, sich einzubringen und zu äußern.

Bereits in der Vorbereitungsphase zu diesem Open Space wurde deutlich, dass das diesjährige Thema von höchster Aktualität und Relevanz ist. Die Veranstaltung stieß auf eine überwältigende Resonanz. Leider hatte dies zur Folge, dass nicht alle Interessierten am Open Space teilnehmen konnten. Mit der vorliegenden Publikation sollen die Abläufe und Ergebnisse dieser Veranstaltung insbesondere auch für diejenigen festgehalten werden, die nicht selbst dabei sein konnten.

Die folgenden Berichte zeichnen die verschiedenen Abschnitte dieses Open Space nach – die Eingangsphase, die Workshops sowie die Handlungsphase am zweiten Tag – und bieten einen Überblick über die wichtigsten inhaltlichen Diskussionen. Die Reportagen aus den ausgewählten Workshops wurden von vier jungen Menschen erstellt, die als stille Beobachter daran teilgenommen haben und ihre Eindrücke festgehalten haben.

Ein herzliches Dankeschön gilt an dieser Stelle allen, die zum Gelingen der Veranstaltung sowie zur Erstellung dieser Publikation beigetragen haben.

Anja Wehler-Schöck

Berlin, im Dezember 2006

Forum Politik und Gesellschaft  
Friedrich-Ebert-Stiftung

# Die Open Space-Veranstaltungsreihe „Jugend im gewaltfreien Raum“

Seit Dezember 2000 haben das Forum Politik und Gesellschaft der Friedrich-Ebert-Stiftung und die Landeskommision Berlin gegen Gewalt acht Open Space-Veranstaltungen zum Themenfeld „Jugend im gewaltfreien Raum“ in Kooperation organisiert. Anlass für diese Veranstaltungen im Rahmen der Weiterentwicklung der Präventionsarbeit in Berlin war der Versuch, die bisherigen bewährten Fachveranstaltungen der Landeskommision um ein Verfahren zu erweitern, in dem nicht ausgewählte Fachbeiträge, sondern die TeilnehmerInnen mit ihren Erfahrungen und Ideen im Mittelpunkt der Veranstaltung stehen. Dabei war und ist uns besonders wichtig, dass 50 % der TeilnehmerInnen Schülerinnen und Schüler sind.

## **Ziele dieser Open Space-Veranstaltungen waren unter anderem**

- *ein Motor für Vernetzung von Aktivitäten zur Gewaltprävention zu sein,*
- *verschiedene Ansätze der Mediation wie z.B. das Konzept der „Konfliktlotsen“ auf die Arbeit im Kiez auszuweiten,*
- *den Dialog und die Arbeit gegen Rassismus und Fremdenfeindlichkeit in der Schule (z.B. „Schule ohne Rassismus, Schule mit Courage“), aber auch darüber hinaus zu fördern,*
- *Projekte und Initiativen, z.B. die Kooperation zwischen Polizei und Schule, zu intensivieren und weiter bekannt zu machen und*
- *Projekte für ein tolerantes, von wechselseitigem Respekt geprägtes Miteinander enger zu vernetzen.*



## **Die Veranstaltungen, die bisher in der Reihe stattgefunden haben, beleuchteten die folgenden Aspekte:**

- *Neue Ressourcen nutzen*
- *Von Konfliktlotsen lernen*
- *Schule ohne Rassismus*
- *Miteinander, füreinander – keine Macht den Vorurteilen*
- *Ein Regenbogen braucht alle Farben*
- *Wir tun was gegen Mobbing!*
- *Mobbing bei uns – (k)ein Thema!?*
- *Integration von Migrantinnen und Migranten – was heißt das, wie geht das, wer gestaltet das, was kann ich tun?*

Diese Themen haben sich als Interessenschwerpunkte aus den jeweils vorangegangenen Veranstaltungen heraus entwickelt und entsprechen den in der Landeskommision Berlin gegen Gewalt und in der Friedrich-Ebert-Stiftung auch in anderen Zusammenhängen und im Rahmen anderer Maßnahmen behandelten Themen.

## **Zur Methode des Open Space**

Der Open Space ist keine Fachtagung im Sinne zuvor organisierter und festgelegter Expertenvorträge und Arbeitsgruppenthemen, sondern eine Veranstaltungsform, die auf die größtmögliche Selbstorganisation, Partizipation und Verantwortungsübernahme der TeilnehmerInnen setzt. Eine Tagesordnung gibt es nicht, vorgegeben sind nur das Leitthema und eine grobe Zeitstruktur.



Mit Hilfe eines vorbereiteten Rasters aus Räumen und Zeiteinheiten wird in der ersten Stunde der Konferenz die gesamte Arbeits- und Zeitplanung durch die Teilnehmerinnen und Teilnehmer selbst gestaltet: Sie legen die Fragestellungen, die ihnen im Rahmen der vorgegebenen Thematik besonders wichtig sind, selbstständig fest. Jeder Teilnehmerin und jedem Teilnehmer ist es möglich, sich mit ihren/seinen Ideen einzubringen und entsprechend den eigenen Interessenschwerpunkten aktiv an der Gestaltung der Konferenz mitzuwirken. Auch die Strukturen und Vorgehensweisen der parallel arbeitenden Kleingruppen werden selbst bestimmt. Die Diskussionen, Ergebnisse, Empfehlungen und Vereinbarungen der einzelnen Arbeitsgruppen werden laufend festgehalten und an einer speziellen Nachrichtenwand veröffentlicht, so dass alle TeilnehmerInnen kontinuierlich die Arbeit der anderen verfolgen können. Hierin spiegeln sich einerseits die Spontaneität und Dynamik, andererseits auch die Zielorientierung des Arbeitsprozesses wider.

Die gemeinsame Planungsphase am Ende der Veranstaltung dient der Frage, welche Schritte nach der Veranstaltung in Angriff genommen werden sollen. Verabredungen können getroffen, Projekte geplant werden. Auch diese Verabredungen werden protokolliert und nach Abschluss der Veranstaltung den anderen zugänglich gemacht.

In den Nachbereitungstreffen nach ca. drei Monaten gibt es die Möglichkeit, eine Zwischenbilanz zu ziehen: Welche Vorhaben haben wir bisher umgesetzt, wie könnte die Weiterarbeit aussehen, wobei brauchen wir Unterstützung? Hier besteht Gelegenheit, neue Handlungsschritte zu reflektieren, neue Verabredungen zu treffen und weitere Planungen zu vereinbaren.

## **Die acht Veranstaltungen**

In den bisherigen acht Veranstaltungen wurden insgesamt mehr als 350 „Anliegen“ vorgestellt. Die dazu einberufenen Arbeitsgruppen befassten sich mit Themen wie „Wo fängt Gewalt an?“, „Effiziente Anti-Gewalt-Programme für Jugendliche“, „Prävention und Polizei“, „Mädchen- und Jungenarbeit in der Schule“, „Schüler gegen rechte Gewalt“, „Was ist kulturelle Identität?“, „Welche Farbe hat die Ehre?“ oder „Selbsthilfestrategien für Mobbing-Opfer“. Diskutiert wurde auch über neue Perspektiven für Jugendliche und darüber, wie



gesellschaftspolitische Veränderungen durchsetzbar sind. Dabei war der Spagat zwischen kleinen Schritten und Strukturveränderungen ein zentrales Thema.

Für viele TeilnehmerInnen ist die Methode des Open Space neu, überraschend und bisweilen verunsichernd: „Zuerst dachte ich, ich bin in der falschen Veranstaltung und war sehr skeptisch, ob das wohl was wird. Aber jetzt bin ich zufrieden. Ich habe viele Anregungen bekommen.“ Häufig sind die TeilnehmerInnen erstaunt darüber, wie viele Themen aus dem Plenum benannt werden: „Die Methode ist ausgezeichnet, weil sie die Eigenaktivität anregt und den eigenen Interessen freier Lauf gelassen wird.“

Mit besonderem Erstaunen wurde während der Einführung immer wieder das einzige „Gesetz“ des Open Space aufgenommen – das „Gesetz der zwei Füße“: „Jeder/jede begibt sich an den Ort, an dem er/sie entweder etwas lernen oder etwas beitragen kann. Ich ehre die Gruppe mit meiner Abwesenheit, wenn ich weder etwas lernen noch etwas beitragen kann.“ Damit sind die Teilnehmenden in der Verantwortung, selbst die Initiative zu ergreifen, selbst ihre Interessen in die Hand zu nehmen sowie PartnerInnen dafür zu gewinnen, um in ihren Workshops genau die für sie interessantesten Aspekte zu behandeln. Viele TeilnehmerInnen machen aber erst in einer späteren Phase des Open Space häufiger Gebrauch vom „Gesetz der zwei Füße“. Es scheint nicht für alle leicht zu sein, neue Freiheiten zu nutzen und Verantwortung für das eigene Wohlbefinden und Lernen zu übernehmen.

Besonders auffallend ist die ernsthafte Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Generationen und Teilnehmenden aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern: In der für den Open Space charakteristischen offenen und Akzeptanz fördernden Arbeitsatmosphäre können Erwachsene vom jungen Blick der SchülerInnen profitieren. Im Gegenzug akzeptieren die Jugendlichen regelmäßig auch die Erfahrungen, Ideen und Kompetenzen der Erwachsenen.

Damit gestaltet sich diese Reihe mehr und mehr zu einem „Markt der Möglichkeiten“ – zu einer Erfahrungs-, Informations-, Kontakt- und Vernetzungsbörse. Hier wird nicht Gewaltprävention als „Produkt“ ausgestellt, sondern Projektideen und Erfahrungen werden ausgetauscht und PartnerInnen gesucht, damit aus guten Ideen auch gute Ergebnisse entstehen.

So wurde z.B. ein informelles Netzwerk für neue, unkonventionelle Methoden der Gewaltprävention aufgebaut, ein interkultureller Gesprächskreis für SchülerInnen unter Leitung einer Theaterpädagogin organisiert, eine Aktion „Schüler gegen rechte Gewalt“ ins Leben gerufen, eine Arbeitsgruppe „Schule – Polizei“ gegründet, um neue Kooperationsformen zu entwickeln und die Einführung des Konfliktlotsenmodells an mehreren Schulen vorbereitet. Häufig gibt der Open Space Anstoß für die Entwicklung von Projekttagen an Berliner Schulen.

Hiltrun Hütsch-Seide

Landeskommission Berlin gegen Gewalt



# Begrüßungen



**Anja Wehler-Schöck,**  
Forum Politik und Gesellschaft,  
Friedrich-Ebert-Stiftung

Liebe Schülerinnen und Schüler,  
liebe Lehrerinnen und Lehrer,  
sehr geehrte Damen und Herren,

Migration und Integration – diese Worte liest man mittlerweile täglich in der Zeitung. Oft stehen sie im Mittelpunkt sehr hitziger Debatten, in denen pessimistische Perspektiven dominieren und positive Nachrichten in den Hintergrund gedrängt werden. Die Berichterstattung über die Neuköllner Rütli-Schule ist nur eines von vielen Beispielen. Doch was genau steckt hinter diesen beiden abstrakten Begriffen – Migration und Integration? Mit unserem Open Space heute möchten wir diese beiden Worte herunterbrechen – auf das, was sie für den Alltag von Jugendlichen in Berlin konkret bedeuten. Wer bin ich und wo gehöre ich hin? Wann genau ist man eigentlich ein Migrant oder eine Migrantin? Wann ist ein Mensch integriert? Und was bedeutet das für mich persönlich? Diese Fragen werden sich bestimmt viele von Euch schon gestellt haben.



Gerade beim Thema Integration von Migrantinnen und Migranten ist jedoch oft zu beobachten, dass die Diskussion über die Köpfe von Jugendlichen hinweg geführt wird. Wir sind aber der Meinung, dass Jugendliche zu diesem Thema sehr viel zu sagen haben. Daher freut es mich ganz außerordentlich, dass heute so viele Jugendliche hier sind und dass Ihr damit zeigt, dass Ihr Eure eigenen Standpunkte und Erfahrungen in die Diskussion einbringen wollt. Wir wollen Euch mit diesem Open Space die Möglichkeit bieten, darüber zu diskutieren, was Euch bewegt, mit den vielen MultiplikatorInnen, die heute hier anwesend sind, in einen Dialog zu treten, konkrete Projekte zu planen und vorhandene Initiativen zu vernetzen.

Ich freue mich sehr, Euch und Ihnen bei diesem Open Space ein ganz besonderes Highlight ankündigen zu können: Die Theatergruppe mit dem Ostschwung zusammen mit Schülerinnen und Schülern des Rückert-Gymnasiums in Schöneberg werden zu Beginn ein kurzes Theaterstück aufführen, in dem es um eben diese Fragen geht, über die wir bei unserem Open Space diskutieren wollen. Das Stück zeigt, dass Migration und Integration keinesfalls neue Themen sind, sondern Jung und Alt in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen gleichermaßen berühren.

Zum Schluss möchte ich noch ein herzliches Dankeschön loswerden und zwar an all diejenigen, die dazu beitragen haben, dass der Open Space so reibungslos an den Start gegangen ist. Dazu zählt Ilona Böttger, die den Open Space als Moderatorin begleiten wird, Hiltrun Hütsch-Seide, die die Veranstaltung von Seiten der Landeskommision Berlin gegen Gewalt mit vorbereitet hat, sowie die vielen fleißigen Helferinnen, die Pinnwände getragen haben, Transparente gemalt haben und generell dafür sorgen, dass alles wie am Schnürchen läuft.



**Thomas Härtel**

Staatssekretär in der Berliner  
Senatsverwaltung für Bildung,  
Jugend und Sport

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Schülerinnen und Schüler!<sup>1</sup>

Ich begrüße Sie alle herzlich zu diesem 8. Open Space, den die Landeskommision Berlin gegen Gewalt gemeinsam mit der Friedrich-Ebert-Stiftung zum Themenfeld „Jugend im gewaltfreien Raum“ durchführt. Ich freue mich sehr über diese langjährige Zusammenarbeit. Heute geht es um die Integration von Migrantinnen und Migranten in unserer Stadt.

In Berlin leben Menschen 184 verschiedener Nationalitäten. Beispielsweise sind ein Drittel aller Neuköllner nichtdeutscher Herkunft. Für diese Menschen stellen sich wichtige Fragen: Was ist Heimat? Wo gehöre ich hin? Bin ich ein Berliner, eine Berlinerin? Erleben alle MigrantInnen das Leben hier als Spagat zwischen vielen Welten? Was wissen wir voneinander?

Jugendliche MigrantInnen fühlen sich oft hin- und hergerissen zwischen den Kulturen, in denen sie leben. Probleme der kulturellen Identität führen bei ihnen häufig entweder zu einer Entfremdung von der traditionellen Lebensweise oder aber zu ihrer Überhöhung. Darüber hinaus leben Migrantenfamilien überdurchschnittlich häufig in schwierigen sozioökonomischen Verhältnissen. Diese miteinander verwobenen sozialen und kulturellen Probleme belasten die Entwicklung von Migrantenkindern und führen zu einer strukturellen Benachteiligung.

---

1 Redekonzept. Es gilt das gesprochene Wort.



Dies hat in gefährdeten Gebieten Gewaltprobleme zur Folge: Das Kriminologische Forschungsinstitut in Niedersachsen (KFN) untersucht bereits seit 1998 die Gewaltneigung von jugendlichen Migranten. Dazu befragt das KFN auch SchülerInnen.

- *Auf hundert türkische Jugendliche entfallen pro Jahr nach eigenen Angaben fast dreimal so viele Gewalttaten wie auf gleichaltrige Deutsche.*
- *Sozial stark benachteiligte Jugendliche sind drei- bis viermal so häufig Mehrfachtäter wie die privilegierten. Türkische Jugendliche sind zu 67 %, Jugendliche aus dem ehemaligen Jugoslawien und sonstige Ausländer zu 58 % zu den stark Benachteiligten zu rechnen, hingegen nur 10 % bzw. 16 % zu den sehr Privilegierten. Im Gegensatz dazu: Junge einheimische Deutsche zählen zu 25 % zu den sehr Benachteiligten, 41 % zu den sehr Privilegierten.*

Was tut Berlin für eine gelungene Integration? Der Senat hat das Integrationskonzept „Vielfalt fördern – Zusammenhalt stärken“ im August 2005 beschlossen. Unser Grundsatz lautet „fördern und fordern“.

- *Wir stärken die Erziehungskompetenz von Müttern und Vätern mit Migrationshintergrund, z. B. mit dem Konzept „Stadtteilmütter“.*
- *Wir stärken die Sprachkompetenz durch Sprachkurse für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Migrationshintergrund.*
- *Wir beginnen schon im Vorschulalter mit der Förderung und Bildung von Kindern. Aus den PISA-Studien wissen wir, dass die Förderung der Lesekompetenz ein wirkungsvoller Ansatzpunkt ist, um die Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund zu reduzieren.*

Damit tut Berlin so viel zur Integration wie noch nie zuvor. Und dennoch: Auf vielen Ebenen muss noch vieles anders und besser werden.



### **In den Familien:**

- *Die Qualifizierung von Müttern mit Migrationshintergrund zu Multiplikatorinnen und Stadtteilmüttern als Bindeglied zwischen Familie, Kita und Stadtteil.*
- *Ein kostenfreies Angebot von Elternkursen zur Steigerung der Erziehungskompetenz in Kooperation mit den Migrantenorganisationen Berlins.*
- *Das Gewinnen von Kooperationspartnern in Moscheen und Kulturvereinen für Veranstaltungen zu den Themen der gewaltfreien und geschlechtergerechten Erziehung.*

### **In der Jugendhilfe:**

- *Verstärkte Beschäftigung von MitarbeiterInnen mit Migrationshintergrund.*

### **In den Schulen:**

- *Die Verbesserung der Chancengerechtigkeit von Jugendlichen mit Migrationshintergrund – über Sprachförderung, schulische Bildung, berufliche Ausbildung und Qualifizierung, Erwerbstätigkeit sowie jugendspezifische Orientierungs- und Unterstützungsangebote.*
- *Die aufsuchende Arbeit von SchulsozialarbeiterInnen bezogen auf Familien mit Migrationshintergrund.*
- *Der Ausbau der Schulsozialarbeit an Haupt- und Sonderschulen.*
- *Die Vermehrung interkultureller Kompetenz als Ausbildungsinhalt für Lehrkräfte.*
- *Spezielle Information über Erziehungspraktiken und geschlechtergerechte Erziehung in Familien mit Migrationshintergrund.*



**Sie werden heute wichtige Leitfragen diskutieren:**

- *Was heißt gelungene Integration?*
- *Was bedeutet Migration für mich und meine Familie?*
- *Was ist Heimat? Wo gehöre ich hin? Bin ich ein Berliner, eine Berlinerin?*
- *Brauchen wir gemeinsame Ziele und Werte, um Vorurteile gegenüber Menschen abzubauen oder gar nicht erst entstehen zu lassen?*
- *Wer gestaltet eigentlich das friedliche Miteinander in Berlin?*

Klar ist: Wenn wir Benachteiligung und Gewalt vorbeugen wollen, brauchen wir Antworten auf diese Fragen. Diese Veranstaltung ist ein wichtiger Teil des Dialoges über die Integration. Ich bin gespannt auf die Arbeitsergebnisse. Ich danke Ihnen für Ihr Engagement.

# Theater der Erfahrungen: Vom Weggehen und Ankommen

Regie: Stephan Rumphorst

Ein Erzähl-Theater-Stück rund um das Thema Migration – erarbeitet von der Theatergruppe „OstSchwung“ und Jugendlichen aus dem Freizeitzentrum des Nachbarschaftsheimes Schöneberg. Die Erfahrungen und Hintergründe der Jugendlichen erscheinen in bewegender Korrespondenz mit denen der alten SpielerInnen. Fragen nach Herkunft, Identität und Zugehörigkeit werden in authentischer Weise auf die Bühne gestellt, ohne sie beantworten zu wollen.







## Der Auftakt: 200 ExpertInnen oder wie aus Betroffenen Akteure werden

### Bericht über die Eröffnungsrunde des Open Space

Integration von Migrantinnen und Migranten: Was heißt das? Wie geht das? Wer gestaltet das? Was kann ich tun?

Fragen über Fragen, die anscheinend eine nicht unerhebliche Anzahl von jungen Menschen umtreiben, wie der sich stetig füllende Konferenzsaal der Friedrich-Ebert-Stiftung am Morgen des 26. September 2006 in Berlin belegt. „Wer ist denn eigentlich hier?“, will Ilona Böttger, Moderatorin des Open Space, wissen. Die große Mehrheit erhebt sich bei der Kategorie „SchüleInnen“, aber auch viele LehrerInnen, SozialpädagogInnen, PolizeibeamtInnen und andere Personen aus dem Umfeld der Jugendlichen sind gekommen, um zwei Tage lang auf gleicher Augenhöhe Fragen des friedlichen multikulturellen Zusammenlebens zu diskutieren und gemeinsame Handlungsstrategien zu entwerfen.

Das Thema, das die Vorbereitungsgruppe für den diesjährigen Open Space ausgearbeitet hat, ist ebenso umfassend wie aktuell. Die „Integrationsdebatte“ und nicht zuletzt der anstehende Integrationsgipfel im Bundeskanzleramt bestimmen derzeit den politischen und medialen Diskurs. Aber die Frage, wie das Zusammenleben der verschiedenen Kulturen in unserer Gesellschaft organisiert werden soll, kann nicht allein den PolitikerInnen überlassen werden, sie geht uns alle an. Menschen 184 verschiedener Nationalitäten wohnen in Berlin, das interkulturelle Miteinander erlebt jede/r täglich in dieser Stadt, ob in der Schule, beim Sport, im Kiez oder in der eigenen Familie. Das bringt viele spannende Erfahrungen, aber auch einige Probleme und Orientierungsschwierigkeiten mit sich. Wer bin ich und wo gehöre ich hin? Was ist eigentlich In-

tegration? Was können wir tun, um alle gut miteinander auszukommen? – Diese Fragen stellen sich Jugendliche aller Kulturen.

Die Stimmung im Saal ist erwartungsvoll und etwas angespannt angesichts der noch unbekanntten Abläufe, die die TeilnehmerInnen erwarten. Wie wird es werden? Was wollen die anderen hier? Was werden wir tun müssen? Mit „müssen“ hat das, was die Jugendlichen und Erwachsenen in den nächsten 1 ½ Tagen erwartet, wenig zu tun, das wird schnell deutlich, als Ilona Böttger das Prinzip des Open Space erläutert. Hier sind Offenheit, Selbstbestimmung, Freiwilligkeit und eigene Erfahrungen gefragt und nicht Zwang und strenge Regeln. Und somit sind auch die vier Grundsätze des Open Space, die von einigen TeilnehmerInnen mit angenehmer Überraschung zur Kenntnis genommen werden, ziemlich weit von dem entfernt, was man normalerweise als Verhaltensregeln bei einer Fachveranstaltung erwarten würde:

- Die, die da sind, sind die Richtigen!
- Was auch immer geschieht, es ist das Einzige, was geschehen konnte!
- Es beginnt, wann immer die Zeit reif ist!
- Vorbei ist vorbei, nicht vorbei ist nicht vorbei!





Die Offenheit des Raumes und der Diskussion akzeptieren, sich einlassen auf offene, dynamische Prozesse und sich frei machen von starren Regeln, wie sie im Schulalltag vorherrschen, das ist es, was für einen erfolgreichen Open Space von Bedeutung sein wird. Und daher kann es für Open Space-TeilnehmerInnen auch nur ein Gesetz geben: Das Gesetz der zwei Füße. „Jede/r ist selbst dafür verantwortlich, da zu sein, wo sie/er sein will, das zu tun, was sie/er will“, diese Grundregel ist Ilona Böttger sehr wichtig. Dabei unterstreicht die Moderatorin, dass jede und jeder auf seine Art zum Gelingen des Gesamtunterfangens beitragen wird, sei es als „Hummel“, die ständig aktiv unterwegs ist, Informationen einsaugt und an andere weitergibt, oder als „Schmetterling“, der als Zentrum der Inaktivität und der Ruhe in den Sitzcken oder in der Nähe des Buffets anzutreffen ist und mit dem sich meist die anregendsten Pausengespräche führen lassen.

Die routinierten Open Space-BesucherInnen unter den TeilnehmerInnen im Saal lächeln wissend, bei den Neulingen hat Ilona Böttger eindeutig Neugier geweckt. Gemäß der Prämisse der Eigenverantwortlichkeit geht die Organisation des weiteren Vorgehens an dieser Stelle auch schon auf die TeilnehmerInnen über. Sie sind jetzt die ExpertInnen in eigener Sache und bestimmen den weiteren Ablauf. Was soll eigentlich genau diskutiert werden, worüber wollen wir reden? „Über das, was Euch bewegt, was Euch am Herzen liegt!“, sagt Frau Böttger und eröffnet den Sammelplatz der Anliegen. DIN A 3- Bögen und dicke Filzstifte liegen in der Mitte des Saals bereit, hier kann jede/r seinen oder ihren Diskussionswunsch festhalten und den anderen vor-

stellen. Ein türkischstämmiger Jugendlicher von einer Berliner Berufsschule ist der erste, der die Chance ergreift. „Integration in der Schule“ schreibt er auf ein Blatt und tritt ans Mikrofon: „Darüber möchte ich gerne sprechen und hören, was die anderen dazu so für Ideen haben.“ An der Anliegenwand platziert er das Thema in der Nachmittagsrunde und klebt das Symbol für einen Treffpunkt dazu. Der Berliner Schüler wird die





hiermit ins Leben gerufene Arbeitsgruppe nachmittags leiten und für die Dokumentation der Ergebnisse sorgen. So wie auch alle anderen IdeengeberInnen, die inzwischen mit ihren Anliegenbögen am Mikrophon Schlange stehen. Viele Jugendliche, aber auch zahlreiche Erwachsene haben zu dem Thema großen Diskussionsbedarf. Konfliktlotsen möchten über gewaltfreie Kommunikation sprechen, ein Berufsschullehrer über die Ausbildungssituation von MigrantInnen und SchülerInnen wollen wissen, warum die Rütli-Schule überall als Gewaltschule dargestellt wird. „Ich kenne zwar nicht viele ausländische Kinder, aber ich möchte mal wissen, warum es immer wieder Missverständnisse gibt zwischen MigrantInnen und Deutschen“, fragt eine junge Schülerin. Die Anliegenwand füllt sich zunehmend mit Themen und Arbeitsgruppen, bis endgültig alle Ideen aufgeschrieben sind und Ilona Böttger diese erste Findungsphase des Open Space schließt.



Was jetzt folgt, ist die Eröffnung des sogenannten „Marktplatzes“, eine Bezeichnung, die sich angesichts des Gedrängels vor der Anliegenwand als durchaus treffend erweist. 200 TeilnehmerInnen studieren die verschiedenen Arbeitsgruppenthemen, koordinieren ihren Zeitplan, verhandeln mit Arbeitsgruppenleitern über die Verlegung eines besonders spannenden Themas auf einen anderen Zeitpunkt und tragen sich schließlich in die unterschiedlichen AGs ein. Zum Glück ist beim Open Space keine Entscheidung für ein Thema endgültig verbindlich, das Gesetz der zwei Füße ermöglicht den TeilnehmerInnen, sich auch innerhalb der Diskussionsphasen frei nach Interesse zwischen den Arbeitsgruppen zu bewegen. Das macht es dann auch nur noch halb so schlimm, dass die beiden Lieblingsthemen gleichzeitig auf dem Zeitplan stehen. Bereits bei der Auswahl der AGs auf dem Marktplatz kommen spontan neue Ideen auf, denen eigene zusätzliche Arbeitsgruppen gewidmet werden. So langsam wird deutlich, was die so viel beschworene Eigendynamik eines Open Space ausmacht. In dem Maße, wie der Marktplatz sich langsam leert, füllen sich die



Stuhlkreise an den unterschiedlichen Arbeitsorten. Die Zeit ist reif, die Diskussionen beginnen.

Die Palette der Themen, die sich die TeilnehmerInnen dieses Open Space als Diskussionsschwerpunkte gesetzt haben, deckt alle Facetten des Rahmenthemas Integration ab und zeugt von der Sensibilität gerade junger Menschen für die vielschichtigen Fragen und Chancen, die das Zusammenleben unterschiedlicher Nationalitäten und Kulturen aufwirft.

Dabei spiegeln die vorherrschenden Tendenzen der Arbeitsgruppen den Lebensalltag der Jugendlichen und ihres Umfelds wider. Viele AGs beschäftigen sich aus unterschiedlichster Perspektive mit **Gewalt**, sei es in der Schule oder in der Familie, sei es über die Frage nach dem Zusammenhang zwischen kulturellem Hintergrund und Gewaltausübung. Aber auch die Frage nach **Identität, Zugehörigkeit und Sprache** spielt für alle TeilnehmerInnen eine große Rolle. Wer ist ein Ausländer und was unterscheidet ihn von einem Inländer? Was bedeutet eigentlich Heimat? Und warum wird in vielen Migrantenfamilien kein Deutsch gesprochen? Diese Fragen treiben die Open Space-Gemeinschaft um. Aber auch das heiße Thema **Arbeitsmarkt** findet sich vermehrt wieder. Bewusst provokativ fragen zwei SchülerInnen: „Nehmen Ausländer uns die Arbeitsplätze weg?“ Dagegen wird in einer anderen AG die überdurchschnittlich schlechte Ausbildungssituation von MigrantInnen debattiert werden. Schließlich ist es auch die Frage nach den Orten und **Räumen, wo Integration stattfinden kann**, die sich durch eine Vielzahl von Arbeitsgruppen mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung – von Schule über Familie und Geschwister bis hin zum öffentlichen Straßenraum – zieht.

Eine spannende Vielfalt an Perspektiven und Fragestellungen und ein anspruchsvolles Pensum also, das sich die Open Space-TeilnehmerInnen also für die kommenden 1 ½ Tage gesetzt haben. Der offene Raum steht bereit, die ersten Fragen sind gestellt, jetzt gilt es nur noch, sich einzulassen und einzu-



bringen in den offenen Prozess der gemeinsamen Ideen- und Lösungsfindung. Wer als BesucherIn gekommen ist, wird spätestens jetzt zum Akteur. 200 ExpertInnen in einem Raum lassen auf anregende Diskussionen, produktive Ergebnisse und neue spannende Perspektiven hoffen, immer gemäß des Open Space-Mottos: Augen auf! Mit Überraschungen ist zu rechnen!

Alina Fuchs

Friedrich-Ebert-Stiftung



## Workshops

Heimat: Was können wir tun, damit Deutschland für alle eine Heimat wird?

Erfahrungsaustausch über das Zusammenleben mit Geschwistern in deutschen, deutsch-migrantischen und migrantischen Familien sowie in interkulturellen und interreligiösen „Stieffamilien“

Open space Training mit Schülervertreterinnen

Integration in der Schule

Öffentliche Anerkennung von gelungener Integration in den Medien

Warum sprechen Ausländerinnen in der Familie kein Deutsch?

Welche Bedingungen braucht es, um erfolgreiche Integration zu erreichen? Wo fehlen Kompetenzen bei Lehrerinnen, Ausbilderinnen etc.

Kulturkonflikt und Kriminalität

Öffentlicher Raum und Freiheit, Stadtkultur

Erfahrungen mit Beteiligungsprozessen mit Kindern und Jugendlichen

Ist die Rütli-Schule wirklich so schlimm? Oder ist alles nur schein?

Nehmen uns die Migrantinnen Arbeitsplätze weg?

Gewalt in der Familie

Migration und Krankheit/Behinderung

(Keine) Ausbildungsplätze für Migrantinnen?

Wer oder was ist ein Ausländer/ eine Ausländerin? Was unterscheidet sie von den Inländerinnen?

Volksabstimmung  
in der Schweiz

Gewaltfreie  
Kommunikation

Warum ist  
Integration  
überhaupt  
notwendig?

Offene  
Forschungsfragen  
zur sozialen  
Integration

Warum gibt es immer  
wieder Missverständnisse  
zwischen Immigrantinnen  
und „Deutschen“? Wie  
kann man dem  
entgegenwirken?

Warum haben viele  
Deutsche Probleme mit  
Ausländerinnen? Warum  
haben Menschen aus-  
ländischer Herkunft mit  
Deutschen Probleme?

Bikulturelle Paare  
– bikulturelle  
Kinder

Aus Feinden  
werden Freunde

Integration von  
Jugendlichen in die  
Gesellschaft

Welche Rolle spielt  
der kulturelle  
Hintergrund bei  
der Ausübung von  
Gewalt?

Mitarbeit für alle  
in der Schule

Anerkennung von  
Migrantensprachen. Kann  
das die Integration  
fördern?

Elternkurse /  
Elternberatung

Was assoziiere ich  
mit dem Begriff  
„Ausländer“?

Warum findet der  
Open Space  
während des  
Ramadan statt?

Nehmen uns die  
Migrantinnen  
Arbeitsplätze weg?

Wer kennt Beispiele  
für gelungene  
Elternarbeit?

Welche Bedeutung  
hat die Religion  
für die  
Jugendlichen?

Warum denkt man  
an Türken und  
Araber, wenn man  
von „Ausländern“  
spricht?

### Wer oder was ist ein Ausländer/ eine Ausländerin? Was unterscheidet sie von den InländerInnen?

*Domagoj Ratkovic*

Inspiriert von der Theateraufführung zu Beginn der Veranstaltung, führte die Auseinandersetzung mit dem Thema Integration zu dem Entschluss, in einer Arbeitsgruppe die Frage „Wer oder was ist ein Ausländer/ eine Ausländerin?“ zu erläutern. Unter dem Motto „Unterschiede sind nicht gleich Gegensätze“ galt es zu klären, welche Relevanz der ausgrenzende Begriff „Ausländer/ Ausländerin“ in der Realität des Einwanderungslandes Deutschland noch erfülle. Allein in Berlin leben Menschen mit 184 verschiedenen Nationalitäten und meist schon in der dritten oder vierten Generation. Die Leiterin dieser Arbeitsgruppe war eine Betreuerin in einer Schulstation im Wedding. Mit über fünf- undzwanzig TeilnehmerInnen war das Interesse an dieser Veranstaltung sehr groß. Die Mehrzahl der BesucherInnen machten SchülerInnen verschiedener Herkunft und Schulen aus. Demgegenüber waren ungefähr fünf LehrerInnen und einige SozialarbeiterInnen bzw. ErzieherInnen erschienen.

#### **Religion als Bestimmungsfaktor eines „Ausländers“**

Die Veranstaltung begann sehr lebhaft mit der Einschätzung, was einen/eine AusländerIn ausmache. Die SchülerInnen meldeten sich rege zu Wort. Dabei fielen Stichworte wie Kultur, Sprache, Aufenthaltsstatus, Religion sowie äußerliche Merkmale. „Neben aller Gewissheit, die Äußerlichkeiten liefern können, ist es für Lehrer an deutschen Schulen sehr schwierig, die verschiedenen Ethnien auseinanderzuhalten“, gab eine Lehrerin zu bedenken. Als sie sich bei einer Schülerin nach dem türkischen Alphabet erkundigte, war diese



nicht mehr ansprechbar. Wie sich später herausstellte, handelte es sich bei der Schülerin nicht um eine Türkin, sondern um eine Kurdin. Hinsichtlich der Kultur als Unterscheidungsmerkmal machte die Leiterin der Arbeitsgruppe auf eine Besonderheit des Begriffs aufmerksam. Es sei bekannt, dass es unterschiedliche Bewertungen von AusländerInnen gebe. Während beispielsweise Franzosen und Französinnen, BritInnen oder SchwedInnen weniger als fremde Kulturen eingestuft würden, sei die Skepsis gegenüber TürkInnen und AraberInnen groß. Dabei werde das Fremdsein über die Religion bestimmt. Die Religion sei der Hauptgrund für Vorurteile, Feindseligkeiten und die unterschiedliche Bewertung der Herkunft.

### **Sprache als Voraussetzung einer Integration in die moderne Zivilgesellschaft**

Eine Lehrerin aus Neukölln, wo ein Drittel aller Bewohner MigrantInnen sind, schilderte ihren Eindruck, die Ausländergruppe der TürkInnen und AraberInnen weise die geringste Bereitschaft zur Integration auf. Die meisten Eltern ihrer SchülerInnen sprächen kein Deutsch und die Schülerinnen trügen bereits in der Grundschule ein Kopftuch. Aus ihrer Sicht gebe es von dieser Seite auch kein Interesse am Austausch. Daraufhin fragte sie ein älterer türkischer Migrant: „Was verstehen Sie denn unter Integration?“ – „Das Interesse an der deutschen Sprache, d.h. die Möglichkeit, sich einbringen zu können“, entgegnete sie ihm. Diese Ansicht traf bei den Lehrerinnen auf breite Zustimmung.

Es ist bekannt, dass viele InhaberInnen des deutschen Passes mit Migrationshintergrund die deutsche Sprache nicht beherrschen. Diesen Umstand wusste eine weitere Teilnehmerin mit den Folgen der Arbeitsmigration zu erklären. Bei der Integrationsfrage sei es nämlich wichtig, bei MigrantInnen zwischen Aus- bzw. EinwandererInnen und GastarbeiterInnen zu unterscheiden. Denn von der damaligen deutschen Politik wurde angenommen, ein Gastarbeiter würde schließlich im Rentenalter in sein Herkunftsland zurückkehren. Dies könne auch der Grund für die mangelnde Integrationsbereitschaft der GastarbeiterInnen sein. Die Leiterin der Gruppe ergänzte dazu, dass es für die Betroffenen auch wichtig sei, ob das jeweilige Land als Einwanderungsland wahrgenommen werde. „Wie erklärt man dann aber die Haltung der Nach-



kommen der damaligen GastarbeiterInnen in dritter und vierter Generation“, verlangte ein junger Schüler zu wissen. „Man muss alle BewohnerInnen eines Landes als Mitglieder der gleichen Gesellschaft sehen. Dies ist schließlich die Idee einer Zivilgesellschaft“, schilderte eine Lehrerin ihre Überzeugung. Deshalb sei es auch so wichtig, sich über Sprachkenntnisse in eine Gesellschaft einbringen zu können.

### **Das Kopftuch als kulturelle Barriere**

Mit neutralen Beispielen von Schwarzen oder Punks, die allein auf Grund ihrer äußerlichen Andersartigkeit innerhalb einer Gesellschaft verurteilt würden, wollte nun eine ältere Dame das Thema der Diskriminierung in die Integrationsdebatte einbringen. Ein älterer türkischstämmiger Migrant nahm diesen Aspekt auf und machte deutlich, dass er keine Lust verspüre, sich dem deutschen Mainstream anzupassen. Die Tatsache, dass es in der deutschen Gesellschaft offensichtlich an der Freiheit mangle, sein Auftreten selbst zu bestimmen, sei für ihn letztendlich auch der Grund für die Kritik am Kopftuch. Aus diesem Grund könnten viele türkische MigrantInnen keinen Job als LehrerInnen oder ErzieherInnen bekommen. Das sei jedoch weniger ein Thema, begründete eine Lehrerin: „Das Kopftuch wird vielmehr als eine kulturelle Barriere wahrgenommen.“

Es sei bereits ein kulturspezifisches Merkmal, dass vermehrt verheiratete Frauen aus dieser Ausländergruppe kein Deutsch beherrschten. Dies liege eindeutig an der Vehemenz der Männer und den Zwangsverheiratungen in die Türkei und aus der Türkei. Der ältere türkische Migrant warnte vor Pauschalierungen: „Nicht alle türkischen Frauen sind zwangsverheiratet und nicht alle türkischen Männer sind Chauvinisten!“ Eine junge türkische Frau ergriff nun zum ersten Mal das Wort. Sie wies darauf hin, dass Ehrenmorde und Zwangsehen von den Medien zu sehr aufgebauscht würden. Wenn es innerhalb deutscher Familien zu einer Tragödie kommt, heiße es schließlich auch nicht „Ehrenmord“, sondern „Familiendrama“. Eine andere Lehrerin schloss bedenklich die Debatte: „Es gibt in Berlin aber tatsächlich eine solche orthodoxe türkische Community!“



## **Integration als Prozess der Selbstfindung: Zwischen „Deutsch-Sein-Müssen“ und jungem Rebellentum**

Der von einer Lehrerin geschilderte Tatbestand, dass achtzig Prozent der in Deutschland geborenen SchülerInnen ihrer Klasse am liebsten in der Türkei oder dem Libanon leben würden, eröffnete neue Diskussionspunkte. Sogleich sah sich der ältere türkische Migrant in die Pflicht genommen und erklärte, dass dieser Umstand doch ganz normal sei: „An wem oder was sollen sich denn die Jugendlichen orientieren. An ihrer Familie oder der Gesellschaft?“ Vielmehr müsse man bedenken, dass sich die Jugendlichen in Deutschland einer permanenten Ausländerfeindlichkeit gegenüber sähen. Dies belegten auch die erneuten Siege der NPD. Somit seien sie zu einer abwägenden Identitätssuche gezwungen. Korrigierend mischte sich ein junger Schüler ein: „Dies mag zwar stimmen, aber es gibt in Deutschland keine permanente Ausländerfeindlichkeit!“

Diesen Kommentar akzeptierend, offenbarte der türkische Migrant schließlich seine Tätigkeit als Straßen- und Sozialarbeiter. Aus dieser Erfahrung heraus, gab er zu bedenken, dass bei solchen Verhaltensweisen oftmals nur das natürliche „Rebellentum“ der Jugendlichen entscheidend sei. Dementsprechend wollten die meisten Jugendlichen, mit denen er spreche, eben doch nicht zurück in den Libanon oder die Türkei. Das Rumgezerre um das Deutsch-Sein-Müssen verkompliziere die Situation nur unnötig und er sei es leid. Er sei schließlich selbst in den siebenunddreißig Jahren nicht in Deutschland angekommen. Aber er sei in sich angekommen: Er sei weder Türke noch Deutscher. Man solle die Jugendlichen einfach ihren Weg gehen lassen. „Jedoch können viele ihren Weg nicht so frei gehen wie sie wollen, sondern werden in bestimmte Richtungen gezwungen“, widersprach eine Lehrerin.

### **Integration muss man selbst wollen!**

Es meldete sich abschließend eine Dame aus dem Kongo zu Wort. Sie machte darauf aufmerksam, dass sie aus einer ehemaligen Kolonie stamme. In dieser Zeit herrschte in ihrem Land eine ausgesprochene Parallelgesellschaft, da die Kolonialherren nur unter sich lebten und wenig Interesse für die



Bevölkerung zeigten. Aus diesem Grund könne sie die Jugendlichen nicht verstehen, warum sie das immense Integrationsangebot in Berlin nicht wahrnahmen. Dies sei eben religiös begründet, konstatierte eine Lehrerin. Skeptisch gegenüber dieser Äußerung, schloss die Dame aus dem Kongo die Veranstaltung mit den Worten: „Die Jugendlichen sind hier zu verwöhnt, denn Integration muss man letztendlich selber wollen. Und wenn es den Jugendlichen hier nicht passt, dann haben sie ja auch die Freiheit in die USA auszuwandern, um AmerikanerInnen zu werden!“

Obwohl sich in der Gruppe ein sehr interessanter Erfahrungsaustausch ergab, war hier vielmehr eine Unterhaltung unter Erwachsenen entstanden. Interessanterweise hielten sich jugendliche MigrantInnen aus der Diskussion heraus. Junge Mädchen, die im Kopftuch erschienen waren, hielten sich ebenfalls im Hintergrund. Die einzige Beteiligung an der Erwachsenenrunde ging von deutschen SchülerInnen aus. Erwähnenswert ist darüber hinaus, dass die beteiligten SchülerInnen nicht aus Klassen mit hohen Ausländeranteilen kamen.





## Warum haben viele Deutsche Probleme mit AusländerInnen? Warum haben Menschen ausländischer Herkunft mit Deutschen Probleme?

*Anne Elsner*

Die Gruppe, die sich zusammengefunden hat, um sich über die Probleme der Deutschen mit Ausländern auszutauschen, umfasst 14 TeilnehmerInnen. Es sind Lehrerinnen und Sozialarbeiterinnen anwesend, den größten Teil der Gruppe bilden jedoch SchülerInnen, die fast alle einen Migrationshintergrund aufweisen und sich die Frage stellen: „Warum haben viele Deutsche ein Problem mit AusländerInnen?“ Diese Fragestellung wird jedoch in „Warum haben viele AusländerInnen ein Problem mit Deutschen?“ abgewandelt, da bei einem Blick in die Runde deutlich wird, dass es an deutschen TeilnehmerInnen mangelt, die zur Beantwortung unabdingbar wären. Denn wie sollten TeilnehmerInnen mit Migrationshintergrund beantworten können, warum manche Deutsche eine misstrauische Einstellung ihnen gegenüber zeigen? Es werden schnell Vorurteile als Ursache des Misstrauens ausfindig gemacht und die Diskussion mündet schließlich in den Eindrücken, die die Jugendlichen von Deutschen haben.

### **Vorurteile als Ursache gegenseitigen Misstrauens**

Warum gibt es überhaupt gegenseitiges Misstrauen – „Wir sind doch alle nur Menschen.“ Erster Ansatz zur Beantwortung der bestehenden Frage ist dann die Feststellung, dass an erster Stelle die Vorurteile rangierten und dann erst komme der Mensch.

Eine afrikanische Teilnehmerin berichtet davon, sich ständig gegen das Vorurteil behaupten zu müssen, dass Afrika und auch alle AfrikanerInnen arm seien. Afrika an sich sei jedoch nicht arm, es besitzt viele Bodenschätze. Und AfrikanerInnen seien auch nicht ungebildet, sie selbst spreche drei Sprachen, schon allein, weil diese in ihrem Herkunftsland gesprochen würden. Diese Res-



sources vieler in Deutschland lebender AfrikanerInnen würden jedoch kaum genutzt und die allgemeine vorurteilsbehaftete Haltung spiele dabei durchaus eine Rolle. So stehen bei den wichtigen Ämtern, wie z.B. dem Sozialamt, kaum MultiplikatorInnen zur Verfügung.

Es stünden für MigrantInnen häufig nur Stellen zur Verfügung, die von Deutschen nicht besetzt werden wollten. Andererseits gebe es aber auch viele studierte Deutsche, die keine Arbeit hätten, was das Argument entkräfte, dass MigrantInnen aufgrund von Vorurteilen keine ihrer Qualifikation angemessene Anstellung fänden. So bestünden auf beiden Seiten Vorurteile. Eine negative Erfahrung, die gemacht werde, werde ängstlich verallgemeinert und aus dieser verunsicherten Vorurteilshaltung würden Beschuldigungen. Auf dieser Stufe könne man nicht stehen bleiben. Aber: Was fremd sei, mache Angst, und aus der Sorge, mit dem Fremden nicht umgehen zu können, würden Vorurteile.

### **Deutsche „auf dem hohen Ross“**

Deutsche erweckten häufig den Eindruck „auf dem hohen Ross“ zu sitzen – auf die Welt herabzuschauen. Als Beispiel wird von einem emanzipatorischen Wandel in Deutschland gesprochen, der den Frauen und Mädchen erlaube, sich anders als in anderen Kulturen der Welt zu verhalten. Deutsche meinten nun, dass anderen Ländern Hilfe bei der Entwicklung eines ebensolchen Wandels zuteil werden müsse. Die Frage müsse zunächst jedoch sein, ob die Anderen diese Hilfe überhaupt wollten. Weiterhin seien Deutsche überheblich, weil sie Deutschland als „ihr Land“ betrachteten und es damit nicht die Heimat von AusländerInnen sein könne. Eine Schülerin bringt ihr Gefühl zum Ausdruck, AusländerInnen würden von Deutschen nicht als wichtig in und für Deutschland erachtet. Auch die Jugendlichen, die in Deutschland geboren sind und sich eigentlich nicht als MigrantInnen sehen, haben das Gefühl, einfach nicht dazuzugehören. Es fehlt den Jugendlichen an Akzeptanz und Zugehörigkeitsgefühl. Aber was tun die Jugendlichen selbst, um Integrationsproblemen und Vorurteilen entgegenzuwirken? – Schulterzucken seitens der Jugendlichen, die der Meinung sind, Integration werde sich von selbst ergeben.



Die Lehrerinnen und Sozialarbeiterinnen waren sehr interessiert an den Meinungen der SchülerInnen, haben viele Fragen gestellt und die Jugendlichen so zur Reflexion ihrer eigenen Erfahrungen angeregt. Teilweise entstand dadurch jedoch auch der Eindruck eines Frage-Antwort-Spiels – die LehrerInnen fragten und die SchülerInnen antworteten.

Auch wenn in diesem Workshop keine Lösungsansätze besprochen wurden, wie gegenseitiges Misstrauen abgebaut werden könnte, so wurde doch besonders bei der Frage „Was macht ihr?“ in der Runde deutlich, dass Integration nicht irgendwo passiert und von irgendjemandem gemacht wird, sondern sich jeder Einzelne zuerst selbst fragen sollte: „Was kann ich tun?“





## Warum gibt es immer wieder Missverständnisse zwischen ImmigrantInnen und „Deutschen“? Wie kann man dem entgegenwirken?

*Ronald Klein*

Immer wieder führen Missverständnisse zwischen Menschen deutscher Herkunft und Menschen mit Migrationshintergrund zu Streit, in den schlimmsten Fällen sogar zu gewalttätigen Auseinandersetzungen. Doch wie entstehen derartige Missverständnisse? Dies fragte sich auch eine Schülerin der neunten Klasse eines Friedrichshainer Gymnasiums, die dazu einen Workshop einberief. Ihrer Einladung folgten knapp 15 TeilnehmerInnen, vorwiegend 14- bis 16-jährige SchülerInnen.

### **Ursachenfindung für interkulturelle Missverständnisse**

Die Moderatorin betonte eingangs, dass sie selbst kaum MigrantInnen kenne, diese weder in ihrem Freundeskreis verkehrten, noch an ihrer Schule zu finden seien. Jedoch fühle sie sich tagtäglich mit Vorurteilen gegenüber MigrantInnen konfrontiert, könne sich jedoch nicht vorstellen, dass diese beispielsweise per se „krimineller“ seien als Deutsche. Dies führte zu der Fragestellung, worin Vorurteile wurzeln könnten und wie diese kommuniziert werden.

Die erste Wortmeldung erfolgte durch eine Schülerin, die berichtete, selbst viele Jugendliche mit Migrationshintergrund zu kennen. Sie bestätigte ein vermeintliches Vorurteil insofern, als dass sie von der Erfahrung erzählte, dass viele Migrantenkinder durch Aggressivität auffielen. Sie vermutete, dass der Grund dafür in der „fremden Religion“ zu finden sei. Weitere Stimmen äußerten sich dahingehend, dass es kompliziert sei, wenn Angehörige verschiedener Kulturen auf engem Raum zusammenlebten. Eine Schülerin analysierte, dass viele Vorurteile Missverständnissen entsprängen, die aufgrund verschiedener sprachlicher und kultureller Hintergründe entstanden. Schnell



waren sich die TeilnehmerInnen des Workshops in dem Punkt einig, dass mangelnde Kommunikation grundsätzlich Missverständnisse und Konfliktpotential in sich berge.

### **Missverständnisse im Alltag**

Die Moderatorin bat die TeilnehmerInnen sich zu persönlichen Erfahrungen mit Missverständnissen zu äußern. Eine Schülerin erinnerte sich an einen Ausflug mit ihrer Klasse, in der sich keine Jugendlichen mit Migrationshintergrund befanden. An einem Berliner See wären sie auf eine Klasse mit türkischen SchülerInnen getroffen. Dabei wäre es aufgrund einer flapsigen Bemerkung gegenüber einer türkischen Schülerin zu einer verbalen Auseinandersetzung gekommen. Ein klärendes Gespräch wäre jedoch nicht erfolgt.

Eine Studentin stellte fest, dass die Medien oft Vorurteile bedienten, die sich dann in den Köpfen der Menschen verfestigten. Permanent würden schwarzafrikanische Drogenhändler, türkische Messerstecher und arabische Gangs gezeigt. Dadurch hämmere sich bei den ZuschauerInnen das Vorurteil ein, dass MigrantInnen kriminell seien.

Andererseits scheine es aber nicht nur Vorurteile gegenüber MigrantInnen zu geben, sondern auch umgekehrt gegenüber den Deutschen, nahm eine Realschullehrerin an. Sie wunderte sich, warum so viele türkischstämmige Deutsche bei der Fußball-Weltmeisterschaft nicht für die deutsche Nationalmannschaft gewesen seien. Sie fragte sich, warum eine derart starke Abgrenzung stattfände. Sie könne sich nicht erklären, warum man nicht automatisch das Team favorisiere, in dessen Land man lebe. Die Deutschen hingegen hätten viel





von anderen Kulturen adaptiert. Als sie in den 70er Jahren nach Berlin gekommen sei, hätte es beispielsweise so gut wie keine Straßencafés gegeben. Diese seien erst in den folgenden Jahren, durch Einfluss des mediterranen Lebensstils, in Mode gekommen.

Eine Lehrerin, die vor 15 Jahren aus der Ukraine nach Deutschland gekommen war, konnte die Problematik mit der Nationalmannschaft nicht nachvollziehen. Ihr fußballerisches Herz schlage eindeutig für die Kicker vom Zuckerhut, obwohl sie selbst noch nie in Brasilien gewesen wäre und auch sonst keine tiefere Beziehung zu dem lateinamerikanischen Land hege.

Die Ukrainerin berichtete, die Konfrontation mit Vorurteilen am eigenen Leibe zu erfahren. Beispielsweise gingen einige ihrer SchülerInnen davon aus, dass alle Russen permanent Wodka konsumierten. Die Lehrerin äußerte den Wunsch, dass in Schulen nicht nur Faktenwissen vermittelt werde, sondern auch Themen wie Vorurteile viel stärker problematisiert würden. Die Moderatorin sah dies ähnlich und äußerte die These, dass LehrerInnen oft selbst unwissend seien. Und dieses mangelnde Wissen, das bisweilen auch Vorurteile impliziere, würde an die SchülerInnen weitergegeben, beispielsweise hinsichtlich der Religionen.

### **Unterrichtsfach Ethik als Lösungsansatz?**

Die TeilnehmerInnen des Workshops waren sich darin einig, dass das Unterrichtsfach Ethik einen wertvollen Beitrag zum interkulturellen Verständnis leisten könnte. Neben Einblicken in andere Kulturen und nicht-christliche Religionen erwarteten sich die TeilnehmerInnen davon vor allem eine Untersuchung der „deutschen Werte“. Durch das gegenseitige kritische Reflektieren von Werten und Vorurteilen würde ein Aufeinanderzugehen von Deutschen und MigrantInnen ermöglicht werden.



## (Keine) Ausbildungsplätze für MigrantInnen?

*Ursula Csejtei*

„Die Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus meinen Klassen bekommen keine Ausbildungsplätze“, erzählt ein Berufsschullehrer aus Tempelhof. Er formuliert scharf: „Manche Betriebe stellen grundsätzlich keine Migranten ein und nehmen lieber die dümmsten Deutschen.“ Arbeit ist seiner Meinung nach einer der Hauptfaktoren, damit Integration überhaupt gelingen kann.

Etwa zehn Personen haben Gesprächsbedarf zum Thema „Keine Ausbildungsplätze für Migrantinnen und Migranten“. Lehrerinnen, Mitarbeiterinnen von freien Jugendeinrichtungen, Studentinnen und Schulsozialpädagoginnen und der Workshopeinberufer treffen sich, um zu diskutieren.

In der Gruppe besteht von Anfang Konsens in einem Punkt: Wenn Integration funktionieren soll, brauchen Jugendliche mit Migrationshintergrund eine Berufsperspektive. In Zeiten knapper Ausbildungsplätze haben es Jugendliche mit Migrationshintergrund aber besonders schwer, sich diese Perspektive zu schaffen. Die Runde sucht nach Erklärungen. Wie kommt es, dass so viele Jugendliche mit Migrationshintergrund keinen Ausbildungsplatz finden?

### **Problemwurzeln und Lösungsvorschläge**

Der Gruppe fällt es leicht, Ursachen für die schwierige Ausbildungsplatzsituation von MigrantInnen zu benennen: Da ist die mangelnde Integration, die eigentlich schon im Kindergarten beginnen sollte. Da sind Schulen, die es nicht schaffen, auf ihre SchülerInnen so einzugehen, wie sie es bräuchten. Da gibt es auf Seiten der Jugendlichen hohe Schwellenängste, das familiäre Umfeld und den vertrauten Kiez für einen Ausbildungsplatz zu verlassen und auf Seiten vieler ArbeitgeberInnen Vorurteile gegenüber MigrantInnen. Als weitere Wurzel des Problems sieht die Gruppe auch eine gesellschaftliche und politische Kurzsichtigkeit.



Von einer Sammlung möglicher Ursachen der „Ausbildungsplatz-Misere“ unter Jugendlichen mit Migrationshintergrund schwenkt die Diskussion schnell zur Problembekämpfung. „Welche Lösungen könnte es geben, was kann man tun?“ fragt eine Pädagogikstudentin. Die Workshopgruppe erstellt einen Katalog mit Forderungen: Frühe Bildung muss an Qualität gewinnen. Alle müssen lernen, mehr über ihren Tellerrand zu schauen. D.h. SchülerInnen, müssen flexibler werden, wenn es um den Arbeitsort und die Berufswahl geht, ArbeitgeberInnen müssen offener werden, wenn es darum geht, auch Jugendliche einzustellen, die einen kulturellen Hintergrund haben, der ihnen fremd ist.

### **Bikulturalität als Gewinn**

Die WorkshopteilnehmerInnen betonen einen Punkt immer wieder: SchülerInnen und ArbeitgeberInnen müssten endlich begreifen, dass die Bikulturalität und Zweisprachigkeit vieler Jugendlicher ein enormes ungenutztes Potential ist. Vor allem Jugendliche in Bewerbungssituationen sollten lernen, ihre kulturellen Kompetenzen auch wirklich als Stärke zu begreifen und auch so zu kommunizieren.

Die Studentinnen in der Gruppe haben Lust, weiter über dieses Thema zu diskutieren und dazu zu arbeiten. Sie fänden es gut, Jugendliche aus verschiedenen Schulen zusammenzubringen, vorzubereiten und sie dahin zu „coachen“, dass sie ihre eigenen Stärken benennen können und ihnen dann die Chance zu geben, sich verschiedenen Unternehmen in einem festen Rahmen zu präsentieren.

### **Gesellschaftliche Verantwortung**

Im weiteren Gespräch wird immer wieder deutlich, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund und Jugendliche ohne Migrationshintergrund an ähnlichen Stellen Unterstützungsbedarf haben und viele Probleme teilen. Für alle gibt es nicht genug Ausbildungsplätze. Daher wird bei einigen GesprächsteilnehmerInnen auch der Frust deutlich: „Immer sind es die Jugendlichen, die diese und jene Voraussetzung erfüllen müssen. Aber was ist mit den Jugend-

lichen – mit oder ohne Migrationshintergrund –, die alle Voraussetzungen erfüllen und trotzdem keinen Ausbildungsplatz bekommen? Wohin gehen sie dann mit ihren Kompetenzen?“, fragt eine Frau, die in Marzahn-Hellersdorf mit Spätaussiedler-Jugendlichen arbeitet.

Alle sind sich darüber im Klaren, dass es nicht alleine reicht, wenn sich die Jugendlichen anstrengen – auch die Gesellschaft muss sich anstrengen. Eine Frau setzt dabei auf die Unterstützung der demografischen Entwicklung: „Vielleicht ist es ja in ein paar Jahren einfach notwendig, dass endlich alle integriert sind! Aber das hilft denen leider auch nicht, die jetzt suchen.“ Für die Gegenwart allerdings, so Tenor der Gruppe, müsste das Thema Ausbildungsplätze eine hohe Priorität für Politik und Wirtschaft haben, wobei sie von der Politik erwarteten, dass sie „die Wirtschaft schubst, damit die aufhört zu mauern und endlich mehr ausbildet“.





## Nehmen uns die MigrantInnen Arbeitsplätze weg?

*Ronald Klein*

Im Herbst 2006 zog die NPD in den Landtag von Mecklenburg-Vorpommern ein. Die meisten Stimmen erhielt die Partei dabei keinesfalls von Alt-Nazis, sondern von ErstwählerInnen und Arbeitslosen. Vorausgegangen war ein Wahlkampf, in dem die NPD die sozialen Ängste der Menschen in markige Wahlkampfversprüche umgesetzt hatte.

„Nehmen uns die MigrantInnen Arbeitsplätze weg?“ – die beiden Moderatoren hoben am Anfang des Workshops die betont provokante Fragestellung hervor. Auch wenn im direkten Freundeskreis niemand diese These direkt vertrete, so kursierte derartiges Gedankengut auch auf dem Schulhof. Knapp zehn SchülerInnen und zwei Lehrerinnen fanden sich zur Diskussion im Seminarraum ein.

Um zu Beginn des Workshops das Meinungsspektrum der WorkshopteilnehmerInnen zu veranschaulichen, zeichneten die Moderatoren eine Tabelle an die Tafel, in die jeder der anfangs zehn Teilnehmenden seine Meinung eintragen sollte: Von „Ja, Ausländer nehmen Arbeitsplätze weg“ über „Jein“ bis zu „Nein – stimme der These nicht zu“ war jeder aufgefordert, Position zu beziehen. Das Ergebnis war deutlich: Während zwei Schüler nicht zustimmten, stellten die Unentschlossenen die stärkste Fraktion dar. Nur ein Teilnehmer schien überzeugt davon zu sein, dass MigrantInnen Deutschen die Arbeitsplätze streitig machten.

### **Problematik der Fragestellung**

Auch wenn diese Umfrage darauf schließen ließ, dass die wenigsten TeilnehmerInnen zu der Fragestellung eine dezidierte Meinung hatten, wurde in der darauffolgenden Diskussion schnell das Gegenteil deutlich. Eine Schülerin übte deutliche Kritik an der Fragestellung: Vorurteile auf Basis der Hautfarbe und



Nationalität gehörten der Vergangenheit an, da sich heutzutage „die Besten und Qualifiziertesten“ durchsetzen und durchsetzen sollten. Andere Stimmen, besonders von SchülerInnen mit Migrationshintergrund, äußerten die Befürchtung, bei der Bewerbung um eine Stelle benachteiligt zu werden, obwohl sie laut Zeugnis die gleichen Leistungen erbracht hätten, wie die deutschen MitschülerInnen.

In einer weiteren Wortmeldung wurde an die Geschichte der GastarbeiterInnen erinnert, die einst willkommen gewesen wären; konsequenterweise müssten es nun auch ihre Kinder und Nachkommen sein. In diesem Punkt waren sich der Workshop-TeilnehmerInnen uneingeschränkt einig. Die Moderatoren machten aber deutlich, dass es bei ihrer Fragestellung nicht um diese Gruppe gehe, sondern beispielsweise um polnische Saisonarbeiter, die in Deutschland deutlich mehr verdienen als in Polen und insofern den Anreiz hätten, hier zu arbeiten.

### **Bedingungen des Arbeitsmarktes**

Die TeilnehmerInnen des Workshops äußerten sich zu dieser Aussage kritisch. Eine Schülerin konstatierte: „Die Deutschen suchen immer einen Sündenbock.“ Von ausländischen Arbeitnehmern wanderte der Fokus auf deutsche Arbeitgeber, die die Tatsache ausnutzten, dass Menschen aus dem Ausland für wesentlich weniger Geld arbeiteten als Deutsche.

Offensichtlich hatten die SchülerInnen ihrer Ansicht nach zu dem Thema alles gesagt, denn nun entbrannte die Diskussion in erster Linie zwischen den beiden Lehrerinnen, die vor allem baten, die Begrifflichkeiten „MigrantInnen“, „GastarbeiterInnen“ und „Migrationshintergrund“ trennscharf zu behandeln. Es wurde daran erinnert, dass die deutsche Gastronomie von MigrantInnen lebe, die die kulinarischen Einflüsse ihres Landes nach Deutschland gebracht hätten und natürlich auch in den entsprechenden Imbiss-Stuben und Restaurants tätig seien. Die Moderatoren stimmten insofern zu, als dass es viele Jobs gäbe, die vor allem von Migranten übernommen würden, da die Deutschen in der Regel wenig motiviert seien, im Altenheim zu arbeiten oder bis nachts in Restaurants zu kellnern.

Die Lehrerinnen erinnerten daran, dass der Arbeitsalltag generell viel härter sei als in TV-Seifenopern dargestellt. ArbeitgeberInnen schauten bei der Bewerbung in erster Linie auf Zeugnisnoten und Fehlzeiten. Die abschließende Frage einer Lehrerin, warum MigrantInnen oft keine höheren Schulen besuchten, wurde ebenso wenig diskutiert wie das von ihr beobachtete Phänomen, dass deutsche SchülerInnen ihr Schulpraktikum in der Regel bei deutschen ArbeitgeberInnen absolvierten, während ihre ausländischen MitschülerInnen sich ArbeitgeberInnen mit dem gleichen Migrationshintergrund suchten.

Da die Diskussion jedoch erloschen war, weil keine weiteren Reibepunkte existierten, sondern man das Gefühl äußerte, dass die Frage des Workshops eindeutig widerlegt worden war, schlossen die Moderatoren den Workshop.





## Welche Rolle spielt der kulturelle Hintergrund bei der Ausübung von Gewalt?

*Anne Elsner*

Zur Diskussion des von einer Erzieherin einer Ganztagschule angeregten Themas, inwieweit der kulturelle Hintergrund relevant für die Ausübung von Gewalt sei, haben sich 33 TeilnehmerInnen zusammengefunden. Die Leiterin wählte für ihren Workshop gerade diese Fragestellung aufgrund ihrer persönlichen Erfahrung, dass in dem alltäglichen Sprachgebrauch an ihrer Schule bestimmte Ausdrucksweisen (z.B. „Du Hurensohn!“) zunehmen und sich einbürgerten. Dieses werde von ihr eindeutig als Ausdruck von Gewalt empfunden. Die Gewalt beginne also verbal. Spielt dabei jedoch der kulturelle Hintergrund eine Rolle? Die Diskussion des Workshops beleuchtet dazu verbale und körperliche Gewalt gesondert und geht dabei auch auf die Ursachen ein. Aus diesen Betrachtungen heraus werden Lösungsansätze entwickelt.

### **Verbale Gewalt**

Es wird festgestellt, dass eine Verrohung der Sprache zu beobachten sei und diese sogar stetig zunehme. Eine Schülerin bemerkt dazu, dass dieser Sprachgebrauch häufig von der Musik vorgelebt werde. Als Beispiel wird die Rap-Band „Aggro Berlin“ angeführt, bei denen schon der Name bezeichnend sei. Die Musik sei provozierend. Dieses werde von den Jugendlichen übernommen, obwohl das Gesungene von den Rappern selbst oft nicht so gemeint sei, wie sie es aussprechen. Die Aggressivität steigere jedoch die Verkaufszahlen, auch weil ausgesprochen werde, was viele Jugendliche denken. Die Musik biete also eine Identifikationsmöglichkeit. Jugendmusik sei ein Ausdruck der Auflehnung, das Problem bestehe jedoch im kritiklosen Umgang mit Musik. Die Frage, die sich stelle, sei, ob die von der Musik beeinflusste verrohte Ausdrucksweise nun von Kritiklosigkeit herrühre oder eher ein Zeichen von Rebellion der Jugend sei.



Der Großteil der Gruppe ist sich jedoch einig, dass der kulturelle Hintergrund bei der Verwendung verbaler Gewalt keine Rolle spiele, da dieselben Ausdrücke auch von deutschen SchülerInnen verwandt würden und diese auch genauso heftig wie SchülerInnen mit Migrationshintergrund reagierten, wenn sie beleidigt würden. Interessanter werde die Frage des Einflusses des kulturellen Hintergrundes bei der Beleuchtung von körperlicher Gewalt.

### **Körperliche Gewalt**

Die Frage der Leiterin lautet nun: „Was passiert, wenn verbale Gewalt verlassen und der Fokus auf Körperlichkeit gelegt wird?“ Nach den Erfahrungen der meisten TeilnehmerInnen spielt körperliche Gewalt vor allem in arabischen Familien eine größere Rolle, da körperliche Züchtigung als Erziehungsmittel gesehen werde. Da die Ächtung von Gewalt in der Familie recht neu ist, tauchen an dieser Stelle Bedenken auf, ob die gewaltfreie Erziehung in der Schule nicht durch ein anderes Vorleben im Elternhaus entkräftet werde. Es besteht allerdings auch hier die Meinung in der Gruppe, dass Bildung und Sozialisation bei der Anwendung von körperlicher Gewalt eine größere Rolle spielen als die Kultur.

### **Ursachen von Gewalt**

Nach Diskussionen über verbale und körperliche Gewalt herrscht Einigkeit, dass der kulturelle Hintergrund bei der Gewaltanwendung eine untergeordnete Rolle spiele. Entscheidender seien Bildung und Sozialisation. Auch der Einfluss der Schichtzugehörigkeit wird zurückgewiesen, da die Oberschicht ebenso Gewalt anwende – sie tue es nur heimlicher. In ein Delikt spiele nie nur eine Ursache hinein. Es sei ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren, die nicht allein auf Kultur oder Soziales heruntergebrochen werden könnten.



## Lösungsansätze

Aggressionen sind Bestandteil unserer Gesellschaft – sie müssen nur gefiltert werden. Ein Teilnehmer drückt aus, dass jede Generation Jugend mit dem überfordert sei, was sie erlebe. Und er ziehe bei den derzeitigen Umständen den Hut vor der Jugend, dass diese noch so ruhig sei, denn: Wozu werde Jugend noch gebraucht? Es könne ihr noch nicht einmal Arbeit geboten werden. „Als Ersatzteillager“, wird aus der Runde eingeworfen. Der Teilnehmer fährt fort, er wäre als Jugendlicher nicht so ruhig geblieben. Und die Zeit werde schneller – alles werde schneller. Die Aggressionen würden zunehmen. Es bestehe nun die Frage, was man tun könne. Wie können also diese Energien positiv umgeleitet werden?

Die Jugendlichen wünschen sich, wirklich einmal nach ihrer Meinung gefragt zu werden. Dies wäre z.B. in einem Jugendparlament möglich, in dem man über Probleme sprechen und sich intensiv mit diesen auseinandersetzen könne. Es bestehen die Überlegungen, wo man sich treffen und zuhören könnte, welches Gremium der richtige Ort wäre. Es wäre z.B. denkbar, häufiger größere Veranstaltung wie diesen Open Space zu planen. Es könnten auch in der Schule Versammlungen veranstaltet werden, bei denen sich die Generationen treffen.

Eine Teilnehmerin berichtet, dass an ihrer Schule eine Methode zur Anwendung komme, die eine eindeutige Verbesserung hinsichtlich des Problems verbaler Gewalt feststellbar werden lasse: von Eltern und SchülerInnen werde ein Brief unterzeichnet, in dem sich darauf verständigt wird, verbale Attacken zu unterlassen. Bei Zuwiderhandlung werde dieses mit einem Tadel sanktioniert. Es wird daraufhin angemerkt, dass die Besserung sich aber wahrscheinlich auf die Schule beschränke und es zu keinem Verschwinden der Ausdrücke aus der Freizeit komme, des weiteren solle eine gewaltfreie Kommunikation nicht durch Verbote erreicht werden. Bei allem, was man tue, solle mit mehr Vernunft gearbeitet werden. Es solle eher der Dialog gesucht werden, als von vornherein zu strafen.



## Kulturkonflikt und Kriminalität

*Ronald Klein*

Dass Fernsehfilme breite Diskussionen in der Gesellschaft auslösen, stellt eine Seltenheit dar. Dass aber Filme, die noch gar nicht ausgestrahlt wurden, zum öffentlichen Disput führen, bleibt die absolute Ausnahme. So geschehen beim Fernsehfilm „Wut“, der daraufhin von einem 20h15-Sendeplatz auf 22 Uhr verlegt wurde. Can, ein junger türkischer Drogendealer, terrorisiert eine deutsche Familie. „Eine Aneinanderreihung von Klischees“ – so präsentierten sich Presse und Kirchen diesmal in ungewohnter Eintracht. Kriminalität und Kultur – noch immer ein Konfliktthema. Höchste Zeit, sich mit einigen Vorurteilen und Klischees näher auseinanderzusetzen. Dass dieses Thema auf breites Interesse stieß, bewies ein deutlich überfüllter Seminarraum mit weit über 30 TeilnehmerInnen: SchülerInnen, LehrerInnen und ErzieherInnen.

Die Moderatorin eröffnete den Workshop mit folgenden Eingangsüberlegungen: Haben MigrantInnen das gleiche Rechtsbewusstsein wie Deutsche? Muss man sich an fremde Rechtsnormen halten? Auch den Teilnehmenden brannten provokante Fragestellungen unter den Nägeln, die eine lebendige Diskussion versprachen: Warum fühlen sich Nicht-MigrantInnen bedroht? Sind MigrantInnen krimineller?

### **Gewalt und mögliche Ursachen: Vom „Abziehen“ und Ausgrenzung**

Anhand der zahlreichen Wortmeldungen wurde schnell deutlich, dass fast alle jugendlichen TeilnehmerInnen Erfahrungen mit Gewalt und dem Phänomen des „Abziehens“, das im Jugendslang für bestimmte Arten des Raubs oder der räuberischen Erpressung steht, haben. Die Ursachen wurden unterschiedlich bewertet. Während die einen betonten, dass vor allem soziale Unterschiede zu Neid und schließlich zu Gewalt führten, äußerten vor allem SchülerInnen mit Migrationshintergrund ihre Beobachtung, dass dies ein Problem in Deutschland darstelle. Denn in den Heimatländern würde Gewalt unter Jugendlichen bereits dadurch verhindert, dass sie gesellschaftlich geächtet sei und außerdem die harten Strafen für Gesetzesbrüche Jugendliche abschreckten.

Daraufhin entbrannte eine lebhafte Diskussion bezüglich der Frage, ob Jugendliche in Deutschland mehr Autorität bräuchten. Vor allem die anwesenden ErzieherInnen widersprachen und äußerten sich dahingehend, dass Gewalt stets Gegengewalt erzeuge. Auch die Moderatorin bezweifelte, ob Freiheit wirklich kriminell mache. Die TeilnehmerInnen konnten darin einen Konsens finden, dass insbesondere gesellschaftliche Ausgrenzung und fehlende berufliche Perspektiven Gewalt erzeugten.

### **Interkulturelle Problematik in der Pädagogik**

Einige LehrerInnen meldeten sich zu Wort und beschrieben Probleme aus ihrem Berufsalltag. Problematisch sei vor allem die mangelnde Integration von Migrantenkidern im Klassenverband. Zurückzuführen sei dies unter anderem auch auf die fehlende Kommunikationsbereitschaft der Eltern und die vermeintlichen „archaischen Familienstrukturen, die oft mit mitteleuropäischen Werten kollidieren“, wie sich eine Grundschullehrerin äußerte. So wurde mehrfach die Erfahrung wiederholt, dass sich türkische Eltern als absolut kritikresistent erwiesen.

Eine Lehrerin nahm an, dass vor allem vorgelebte autoritäre Muster sowie Gewalt in den Familien die Kinder präge. Die erlebte Gewalt werde weitertragen. Ein weiteres Problemfeld stelle die Rückkehr längst überwunden geglaubter Geschlechtmuster dar. So ließen sich die Mädchen in den Klassen widerspruchslos von männlichen Mitschülern unterdrücken. Ein junger Mann mit Migrationshintergrund gab Beobachtungen aus seinem Kiez in Neukölln-Nord wider: Oft seien sich bereits kleine Kinder selbst überlassen. Er sehe Fünfjährige alleine auf der Straße spielen – ohne Aufsicht. Während er





persönlich die Erfahrung gemacht habe, dass Jugendliche verbale wie auch physische Gewalt ausübten, bemerkte er, dass heutzutage bereits achtjährige Kinder pöbelten.

### **Kinder mit Migrationshintergrund im permanenten Wertekonflikt**

Einige LehrerInnen berichteten sehr emotional davon, dass sie Kinder oftmals gar nicht erreichen könnten, da diese sie nicht ernst nehmen würden und als „Ungläubige“ beschimpften. Ein Mitarbeiter eines Jugendhauses erzählte, dass viele Jugendliche meinten, über Gewalt Respekt zu erlangen. Die Kultur des Westens, die in den Augen der Jugendlichen lediglich aus „Labern“ bestehe, werde hingegen negiert. Die Herkunftsländer und ihre Sitten und Traditionen würden von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund häufig verklärt werden. Obwohl sie selbst gar nicht oder bestenfalls in den Ferien die Länder ihrer Eltern oder Großeltern besuchten, schwärmten sie permanent von dem Ziel „zurückzukehren“. Es wäre eine wichtige Aufgabe, so forderten zahlreiche der anwesenden ErzieherInnen und LehrerInnen, die Werte aus dem christlichen und aus dem islamischen Kulturkreis miteinander in Verbindung zu bringen.

### **Mögliche Maßnahmen gegen Gewalt: „Reden hilft!“**

Nach diesem langen und lebendigen Erfahrungsaustausch lenkte die Moderatorin das Gespräch abschließend in Richtung „Maßnahmen gegen Gewalt“, um mit dem Workshop mögliche Lösungsansätze zu finden. Die geäußerten Vorschläge umfassten obligatorische Deutschkurse für Eltern sowie Seminare, in denen die Werte des Okzidents und Orients vermittelt werden. Der Workshop mündete in den Konsens, dass letztlich nur der interkulturelle Dialog zum Erfolg führen könne. Eine Schülerin brachte es mit ihrer letzten Wortmeldung auf den Punkt: „Reden hilft!“



## Gewalt in der Familie

*Ursula Csejtei*

Ein junger türkischer Mann bringt das Thema „Gewalt in der Familie“ in den Open Space ein. Etwa 25 Personen folgen seiner Einladung zum Gespräch. Die Gruppe, die sich einfindet, ist sehr gemischt: Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund von verschiedenen Schultypen, Erwachsene aus unterschiedlichen beruflichen Kontexten. Im Raum sind zum Beispiel eine Schulsozialpädagogin, ein Polizist und eine Mitarbeiterin des Berliner Senats für Wirtschaft, Arbeit und Frauen.

Wer gedacht hat, in diesem Workshop würde in erster Linie über ein allgemeines gesellschaftliches Problem diskutiert, der wird überrascht. Der Workshop-Einberufer, selbst Anfang 20, hat ein sehr konkretes Anliegen. Einer seiner türkischen Freunde in Berlin erleidet häusliche Gewalt. Sein Vater trinkt und schlägt, wenn er alkoholisiert ist, seine Mutter und ihn. „Ich möchte mit Ihnen reden, was man da machen kann, was haben Sie für Ideen?“, ist die direkte Aufforderung an die Anwesenden. Die Gruppe scheint im ersten Moment verduzt zu sein, dass ein so persönliches Problem in die Gruppe „geworfen“ wird, legt sich aber schnell ins Zeug, um so gut wie möglich zu helfen:

Als erstes erfragen die Anwesenden die näheren Umstände: Wie leben der geschlagene Freund und seine Familie? Nach der Sammlung der Fakten – drei Geschwister, der Vater ist arbeitslos, die Mutter Hausfrau – ergreift die Schulsozialpädagogin die Initiative und schlägt ein Verfahren vor: Alle TeilnehmerInnen der Arbeitsgruppe machen sich Gedanken, wie dem Freund aus der Gewaltsituation in der Familie herausgeholfen werden könnte. Alle Ideen werden gesammelt und aufgeschrieben, egal wie absurd sie im ersten Moment erscheinen mögen. Der Workshop-Einberufer überbringt dann das Ratschlags-Brainstorming seinem Freund. Die Gruppe ist einverstanden.

Viele Ideen werden gesammelt: Sie reichen vom Rat, dass der geschlagene Sohn seine Familie verlassen soll, über die Idee, den Hodscha als externen Berater in die Familie zu holen, bis zu konkreten Hinweisen, an wen man sich



wenden kann: Zum Beispiel Hilfe-Hotlines für Frauen mit Gewalterfahrungen, den Kindernotdienst, das Jugendamt oder auch die Polizei.

### **Gewalt gegen Frauen – (k)ein kulturelles Problem?**

Das Sammeln der Vorschläge bringt immer wieder kleine Diskussionen mit sich. Der junge türkische Mann, der das Thema eingebracht hat, glaubt zum Beispiel, dass häusliche Gewalt ein Problem ist, das türkische Frauen viel mehr betreffe als deutsche. Er denkt, deutsche Frauen seien stärker als türkische. Eine Mitarbeiterin des Berliner Senats für Wirtschaft, Arbeit und Frauen hält dagegen: „Auch deutsche Männer schlagen ihre Frauen. Das Problem existiert unabhängig von kulturellen Zusammenhängen und in allen Schichten. Gewalt in der Familie ist kein türkisches Problem!“

### **Hilfe von Außen – Angst vor dem Tabubruch**

In der Gruppendiskussion kommt die Sprache auf den familiären Zusammenhalt in türkischen Familien. Ein älterer Workshop-Teilnehmer spricht – fast ein bisschen neidisch – von der starken Loyalität türkischer Familien. Gleichzeitig bemerkt er aber, dass diese Loyalität auch negative Aspekte in sich birgt. Sie macht es anscheinend besonders schwer, das Tabu zu brechen und den Kreis der Familie zu verlassen, um über häusliche Gewalt zu sprechen – was aber notwendig ist, um Hilfe zu bekommen. Diese Kehrseite des festen familiären Zusammenhalts wird auch von der Wortmeldung einer türkischen Schülerin bestätigt: „Wenn sich der schlagende Vater nicht ändert, dann muss die Mutter sich von ihm trennen. Ich kenne selber einige Frauen, die sich getrennt haben – die wurden dann aber natürlich von den Familien verstoßen.“

In der Diskussion wird deutlich, wie wichtig niedrigschwellige Hilfsangebote sind, denn die Angst, sich nach außen zu wenden, ist groß. Von Telefon-Hotlines, bei denen jedes Opfer von Gewalt anrufen kann und in seiner eigenen Sprache beraten wird, bei denen also fehlende Deutschkenntnisse keine Hürde sind, waren dem Workshop-Einberufer und der betroffenen Familie bislang noch nicht bekannt.



Die Liste mit Ratschlägen für den türkischen Workshop-Einberufer, der seit acht Jahren in Deutschland lebt, wird immer länger. Die Expertise in der Runde ist groß. Viele Vorschläge sind – genauso wie das Anliegen – ganz konkret. Die Telefonnummer von einer Helpeline für Gewaltopfer, die auf über 20 Sprachen berät, wird aufgeschrieben. Ein Polizist klärt über die rechtliche Lage auf und unterstreicht, dass das, was in der betroffenen Familie passiert, kein Bagatelldelikt sei, sondern Körperverletzung. Wegen Körperverletzung könne jederzeit Anzeige erstattet werden.

Insgesamt ist das Gesprächsklima sehr angenehm. Mehrere TeilnehmerInnen sprechen aus, dass sie es sehr mutig finden, ein so persönliches Thema in eine große Gesprächsrunde einzubringen. Der junge Mann, der die Chance genutzt hat, ein Anliegen von Menschen mit unterschiedlichen Erfahrungen und Kompetenzen besprechen zu lassen, scheint mit den Ergebnissen zufrieden zu sein und bedankt sich am Schluss bei der Runde. Er glaubt, dass sein Freund sich über die gesammelten Ratschläge freuen wird.



## Welche Bedeutung hat die Religion für die Jugendlichen?

*Ursula Csejtei*

„Welche Rolle spielt Religion für Jugendliche?“ Eine junge Frau, die sich auch wissenschaftlich mit dem Thema befasst, formuliert die Frage im Marktplatz der Möglichkeiten. Eine Gruppe von etwa 25 Personen, zur Hälfte Jugendliche, zur anderen Hälfte Erwachsene, folgt der Einladung zum Gespräch. Drei Themen bestimmen die lebhafteste, sehr persönliche und auch emotionale Diskussion:

### **„... schon gläubig, aber nicht so, wie die Kirche es vorgibt“**

Das Gespräch wird von einer Schülerin eröffnet, die eine Vorstellungsrunde der besonderen Art vorschlägt. Nicht nur Name und Tätigkeit sollen genannt werden, sondern auch die Gretchenfrage: „Wie hältst du's mit der Religion?“ soll beantwortet werden. Die Gruppe ist einverstanden, so dass reihum alle Anwesenden sehr offen ihr Verhältnis zum Glauben darlegen. Die christlich geprägten Jugendlichen in der Runde beschreiben sich selbst vorwiegend als „gläubig, aber nicht so, wie die Kirche es vorgibt“. Zwar würden sie an Gott

glauben, ist der Tenor, aber die Institution Kirche sei ihnen eher fremd. Von den beiden Jugendlichen mit muslimischem Hintergrund stuft sich einer als „nicht religiös, aber kulturell muslimisch“, ein anderer als praktizierender, gläubiger Muslim ein. Eines wird deutlich: Keinem der Anwesenden ist Religion egal, sondern Religion spielt für alle in irgendeiner Form eine Rolle. Alle können sich ohne langes Überlegen in ihrem Verhältnis zur Religion verorten und sind sich ihrer Einstellung bewusst.





### **„... an irgendetwas muss man sich ja festhalten“**

Die Mehrheit der Jugendlichen sieht in Religion eine Art „spirituellen Anker“. Häufig fällt der Satz, Religion, der Glaube sei „etwas, woran man sich festhalten kann“. „Für mich ist Glaube so, dass ich nicht alleine bin und in der heutigen Gesellschaft überleben kann“, meint ein Schüler, der sich selbstständig für einen aktiv gelebten evangelischen Glauben entschieden hat und sich in der Jugendarbeit seiner Gemeinde engagiert.

### **Wissen über Religionen**

Das zweite Thema, das sich durch das ganze Gespräch zieht, ist das Wissen über Religionen. Wissen über fremde Religionen, so meinen die TeilnehmerInnen, schaffe Verständnis und biete außerdem Orientierung für die eigene Sinnsuche. Ein Schüler formuliert, er fände es nicht so schlecht, sich Sachen rauszupicken aus verschiedenen Religionen. Kenntnisse über die eigene Religion verhindern, dass Leute zwar Rituale vollziehen, ohne aber zu wissen, was Ursprung und Sinn ihrer Handlungen sind.

Auch auf einer philosophischen Ebene finden einige Diskutantinnen eine intensive Auseinandersetzung mit Religionen sehr fruchtbar. „Wissen über Religion ist wichtig, weil sich dort Antworten auf Fragen zu Frieden und Gerechtigkeit finden“, ist die Meinung einer älteren Teilnehmerin. Nicht nur für große allgemeine Fragen wie Frieden scheint die Auseinandersetzung mit Religion ein Denkanstoß zu sein. Eine Schülerin erklärt zum Beispiel, sie habe lange Angst gehabt, über den Tod nachzudenken. Obwohl sie sich selbst nicht für wirklich gläubig hält, meint sie, dass ihr Kontakt zur Religion dabei geholfen habe, sich zu trauen, auch über den Tod nachzudenken.

Die Jugendlichen in der Gesprächsrunde machen außerdem deutlich, dass ihr Wissensdurst im schulischen Religionsunterricht nicht befriedigt wird. Viele wünschen sich ein Pflichtfach „Religion“ und kritisieren deutlich LehrerInnen, die das Fach nicht ernst genug nehmen. Auch der Islamunterricht solle an Schulen flächendeckend angeboten werden.



## „Religion als Heimat“

Ein weiterer roter Faden, der sich durchs Gespräch zieht, sind die gesellschaftlichen Funktionen von Religion. Ob bei ChristInnen oder MuslimInnen, ob praktizierend oder nicht gläubig, alle sind der Meinung, dass Religion immer ein Stück kulturelle Prägung hinterlässt. Über den rein transzendenten Charakter von Religion hinaus wird Religion als Vermittlerin kultureller Werte und Teil eines „Heimatgefühls“ thematisiert.

Eine junge Frau mit Migrationshintergrund beschreibt die Funktion von Religion für MigrantInnen so: „Die MigrantInnen, die hier leben, haben nicht so ein Heimatgefühl. Überall ist man der Ausländer. Religion gibt Halt, in der Religion ist man nicht der Ausländer, sondern da gehört man dazu. Viele nehmen sich die Religion als Heimat, auch wenn sie noch nie einen Koran in der Hand hatten.“ Sie selbst sei zwar nicht religiös, sei aber kulturell gesehen Muslimin.

Insgesamt ist das Gespräch sehr lebendig. Man merkt: Religion ist kein Thema, das passé ist oder die „Jugend von heute“ nicht beschäftigt. Die Lust aufs Diskutieren über Religion findet sich auch nicht nur bei gläubigen Menschen, sondern Religion kommt mit ins Gespräch, wenn es um Fragen von interkultureller Verständigung geht, wenn Personen sich große Fragen stellen, wie „Was ist der Sinn des Lebens?“ und „Was kommt nach dem Tod?“ und wenn es darum geht, sich irgendwo zu Hause und geborgen zu fühlen.

Die Rolle, die Religion für Jugendliche spielt, scheint groß zu sein, ob es um persönliche Sinnsuche oder ein eher allgemeines Interesse an Glaubensrichtungen geht. Daher sollte auch die vehemente Forderung der Jugendlichen nach mehr Information über Religionen unbedingt Ernst genommen werden.

# Öffentliche Anerkennung von gelungener Integration in den Medien

*Domagoj Ratkovic*

Vor dem Hintergrund einer hitzig geführten Integrationsdebatte in Deutschland ist man bei der Meinungsbildung mehr denn je auf die Art und Weise der Berichterstattung angewiesen. Die oftmals einseitigen Berichte zu diesem Thema erwecken jedoch immer mehr Unsicherheiten in der Bevölkerung. Es wird sogar von einem Kampf der Kulturen gesprochen. Dieser Umstand ermunterte eine Teilnehmerin der Veranstaltung, in der Arbeitsgruppe „Mehr öffentliche Wertschätzung von gelungener Integration in den Medien“ das Gegenteil zu beweisen. Sie ist Mitglied des Landesausschusses für multikulturelle Angelegenheiten der Gewerkschaft Erziehung-Wissenschaft (GEW) Berlin. Darüber hinaus ist sie Vorsitzende des Mete-Ek i-Fonds e.V. Dieser Verein setzt sich für Toleranz und ein friedliches Zusammenleben unter Jugendlichen in Berlin ein.

Durch ihre Arbeit kennt sie viele gute Beispiele für gelungene Integration. Die Erfahrung mit solchen „Best-practice-Beispielen“ wollte sie nun mit den Jugendlichen teilen. Zu dieser Arbeitsgruppe erschienen acht Personen. Darunter waren eine Lehrerin und ein Lehrer, eine Studentin und fünf SchülerInnen. Der Lehrer war in Begleitung einer jungen iranischen Schülerin erschienen. Die Lehrerin hatte zwei dunkelhäutige, portugiesisch-sprachige Schüler einer Europaschule mitgebracht. Die Besonderheit dabei war, dass die beiden sehr jungen Schüler erst seit kurzer Zeit in Deutschland leben und bereits die deutsche Sprache beherrschen.

## **Unterschiedlicher Integrationswillen bei Migranten**

Die Lehrerin gab an, dass sie die beiden portugiesisch-sprachigen Schüler ganz gezielt als konkreten Beweis einer gelungenen Integration zu dieser Veranstaltung mitgenommen habe. Nach einer kleinen Ermunterung durch die Lehrerin erzählte nun einer der beiden, dass er aus der Region Bahia in Brasilien stamme. Er sei vor fünf Monaten mit seiner Mutter und seinem Stiefva-



ter ins Land gekommen. Erst zu diesem Zeitpunkt begann er Deutsch zu lernen. „Es war sehr schwierig, ohne Deutschkenntnisse nach Deutschland zu kommen“, erklärte er. Die Lehrerin freute sich über die offensichtlichen Fortschritte ihrer Schüler. Aus ihrer Erfahrung als Lehrerin einer Realschule machte sie aber auch auf Missstände aufmerksam. Denn achtzig Prozent der arabisch- und türkischstämmigen RealschülerInnen hätten Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache. Aufgrund ihrer Arbeit kenne sie sogar SchülerInnen aus dieser Migrantengruppe, die sich einfach weigerten, Deutsch zu sprechen. Die Leiterin der Arbeitsgruppe wollte wissen, was

denn der Grund für diese Unterschiede innerhalb der verschiedenen Gruppen sei. „Es geht dabei nur um das eigene Wollen. Wer sich nicht integrieren will, integriert sich auch nicht“, entgegnete die Lehrerin. Die Studentin mahnte dabei jedoch mehr Differenzierung an. Denn der Gebrauch der jeweiligen Muttersprache untereinander sei doch ganz normal. „Wenn ich im Ausland einen Deutschen treffe, unterhalte ich mich selbstverständlich auch in meiner Muttersprache.“

### **Bildung als Schlüssel gelungener Integration**

Die Leiterin fragte an dieser Stelle nach den Bedingungen einer gelungenen Integration. Um darauf eine Antwort geben zu können, erzählte der Lehrer die Geschichte einer afghanischen Familie, die aus ihrem Land flüchten musste. Die Kinder hätten schließlich in Berlin perfekt Deutsch und Latein gelernt. Somit sei die Bildung der Schlüssel zur Integration. Der geschilderte Fall sei jedoch sehr von der Haltung der Eltern abhängig, ergänzte die Leiterin. Sie müssten sich in Deutschland angekommen fühlen und dieser Umstand werde auch an



die Kinder weitergegeben. Diese Perspektive hänge aber wiederum von der Bildung der Eltern selbst ab, warf nun die iranische Schülerin ein. „Wenn man hier als anatolischer Bauer ankommt, hat man keine Perspektive!“ „Und dennoch hängt es sehr davon ab, ob sich die Eltern hier überhaupt einbringen wollen oder nicht“, so die Leiterin.

### **Katastrophen-Journalismus und Sensationsberichte dominieren die Integrationsdebatte**

Nun widmete man sich dem eigentlichen Thema dieses Zusammentreffens. Dabei wurde herausgestellt, dass sich die Berichterstattung über Integration in einen „Katastrophen-Journalismus“ erschöpft. Sensationsberichte überwiegen. Die Lehrerin steuerte dazu einen eklatanten Fall bei. Nachdem bekannt wurde, dass in einer Schule ein Migrantinmädchen mit geladener Waffe aufgegriffen wurde, stürzten sich prompt Medienleute auf die Schülerschaft. Sie boten ihnen sehr viel Geld, um an Informationen für eine „gute“ Story zu kommen. Der Sensationshunger sei aber formatübergreifend, gab die iranische Schülerin zu bedenken. Hinzu komme noch, dass die Preise für qualitative Medien im Vergleich zur Boulevard-Presse sehr hoch seien. Die Tendenz sei daher größer, sich Informationen aus oberflächlichen Blättern zu holen. Daher sei es umso wichtiger für alle Institutionen, positive Initiativen besonders hervorzuheben, wusste die Leiterin zu berichten. Die Presse zeige aber nur bei negativen Vorfällen Präsenz, jedoch interessiere sich keiner für positive Prozesse der Integration, resignierte die Lehrerin.

### **Positive Berichterstattung hängt vom persönlichen Engagement ab**

Die Leiterin der Arbeitsgruppe betonte, dass man die Presse von sich aus über positive Aktionen informieren müsse. Dabei sei es auch ungeheuer wichtig, Brücken zu MedienvertreterInnen zu bauen. Diese könnten dann letztendlich zu einem verlässlichen Sprachrohr werden. Um ein konkretes Beispiel zu liefern, machte die iranische Schülerin den Vorschlag, einen/eine MedienberaterIn für Schulen bereitzustellen. Denn wenn man etwas mit Unternehmen oder Firmen plane, sei der/die MedienberaterIn Dreh- und Angelpunkt aller

Aktionen. Diesen Vorschlag relativierte jedoch die Leiterin mit dem Einwand, dass es dabei mehr um die Frage ginge, was man den Schulen zusätzlich aufbürden müsse. Diesen Umstand einbeziehend, machte die Studentin ihrerseits den Vorschlag, möglicherweise Journalistenschulen zu motivieren, als Mittler aufzutreten. Deren junge JournalistenanwärterInnen könnten ihr erlangtes Know-how austesten. Somit hätten beide Seiten etwas davon. Und um sich einen Medienberater zu sparen, solle man in bestehende Netzwerke die Presse einfach einbeziehen. „Man kann auch die Schüler dazu ermuntern, einen Pressekontakt aufzubauen und ihn zu pflegen“, regte die Leiterin abschließend an.

Unabhängig von der vergleichsweise geringen TeilnehmerInnenzahl, konnte man in dieser Arbeitsgruppe einen sehr interessanten Gedankenaustausch verfolgen. Es wurde wieder einmal vor Augen geführt, welche ungeheure Bedeutung die Medien für unsere Gesellschaft haben. Auf der anderen Seite war zu erkennen, welche Rolle und Verantwortung dabei dem eigenen Engagement zukommt, um zu dieser Bedeutung beizutragen. Die Notwendigkeiten, die sich aus dieser Veranstaltung ergaben, sind klar: „Mehr öffentliche Wertschätzung von gelungener Integration in den Medien!“





## Heimat: Was können wir tun, damit Deutschland für alle eine Heimat wird?

*Domagoj Ratkovic*

Behutsam, aber doch bestimmt, wurde durch die Theateraufführung der Gruppe „Ostschwung“ im Vorprogramm ein Grundbedürfnis des Menschen enthüllt: die Sehnsucht nach Heimat. Unter diesen Eindrücken war eine Besucherin der Veranstaltung bestrebt, einem abstrakten Begriff Leben einzuhauchen. Sie ist Mediatorin und lehrt an einer Realschule Deutsch, Englisch und Geschichte. Zu ihrer Arbeitsgruppe „Was ist Heimat?“ waren weit über zwanzig TeilnehmerInnen erschienen. Die Mehrzahl davon waren junge SchülerInnen verschiedenster Herkunft.

### **Heimat als Spagat zwischen Urlaubserlebnis und Lebensmittelpunkt**

Zu Beginn wurde diskutiert, welches Bewusstsein die SchülerInnen von Heimat haben. Dabei kam heraus, dass viele SchülerInnen mit Migrationshintergrund bereits in Deutschland geboren wurden. Andere hingegen sind im Ausland geboren, haben aber selbst keine konkreten Erinnerungen an ihr Heimatland. Der Hauptbezug beider Gruppen ist jedoch über die Familie und dem Besuch der Länder in den Sommerferien gegeben. Somit fühlen sich diese jungen SchülerInnen zwei Kulturen verpflichtet. Ein deutscher Schüler meinte daraufhin, dass ein Bewusstsein für Heimat hierzulande nicht sonderlich ausgeprägt sei. Vielleicht müsse man zunächst andere Kulturen kennenlernen, um darüber urteilen zu können.

Dieser Vermutung folgend, meldete sich ein älterer Migrant zu Wort. Er war der Meinung, dass Kinder, die ihr Herkunftsland noch nie richtig erlebt hätten, sich davon auch nur eine Traumvorstellung machen könnten. Eine Schülerin unterstützte diese Darstellung: „Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem Lebensmittelpunkt und den Urlaubserlebnissen im vermeintlichen Heimatland.“ Eine andere Schülerin bestätigte diese These. Die Eltern beeinflussten die Kinder mit ihrer Sicht auf die Heimat. „Man vertieft sich in die



Geschichten seiner Eltern.“ Eine Lehrerin fasste diesen Punkt folgendermaßen zusammen: „Hier herrscht bezüglich der Urlaubserlebnisse eine Verklärung des Unbekannten und hinsichtlich der Geschichten der Eltern eine Verklärung der Vergangenheit.“

### **Die Heimat der Geborgenheit**

Mit mundgerechten Vereinfachungen des Begriffs Heimat hatte jedoch ein griechischer Schüler seine Schwierigkeiten. Das Thema stelle sich für ihn komplexer dar. Er sehe zwar in Deutschland ein Land, in dem er sich am besten orientieren, arbeiten und seine Fähigkeiten entwickeln könne. Jedoch habe er in diesem Land keine Verwandten, die sein soziales Umfeld mittrügen. Diese Geborgenheit finde er nur in Griechenland. Eine angolansische Schülerin vertiefte dieses Thema. Sie sei hier geboren und sehe Deutschland bzw. Berlin als ihre Heimat an. Angola sei jedoch das Land ihrer Familie und FreundInnen. In Berlin werde ihr soziales Umfeld durch den Schulbetrieb bestimmt. Ihre Eltern wiesen sie stets darauf hin, dass sie nach Deutschland gekommen seien, damit sie hier zur Schule gehen könne. Der Umgang mit FreundInnen müsse warten.

Dieses Thema wurde abschließend durch die Ansicht einer deutschen Schülerin um einen weiteren Aspekt bereichert. Sie sei zwar keine Migrantin, könne aber viele der geschilderten Erfahrungen teilen. Sie sei nämlich gezwungen, in der Großstadt zu leben, sehne sich aber nach ihrem Heimatdorf zurück. In diesem erfahre sie mehr Geborgenheit als in Berlin. Darüber hinaus könne sie sich mit dem Dorf besser identifizieren als mit der Stadt.

### **Die Heimat des Stolzes und der Fahnen**

Die Runde befand sich erfreulicherweise von Beginn an in fester Hand der Jugendlichen. Dementsprechend war es auch ein Schüler, der die erschienenen Erwachsenen weiter forderte. Im Rahmen des sportlichen Ereignisses der Fußball-Weltmeisterschaft hatte sich landesweit ein Gefühl des Stolzes breitgemacht. Dieses Gefühl wurde mit einem fröhlichen Meer von Deutschlandfah-



nen in die Öffentlichkeit getragen. Anhand des Begriffes des Stolzseins wollte er nun den Begriff der Heimat von den älteren TeilnehmerInnen erklärt haben. Dafür bemühte er die historische Tatsache des Nationalsozialismus. „In Deutschland ist der Aspekt der Vergangenheitsbewältigung ein Grund, stolz zu sein“, entgegnete ihm eine Lehrerin. Was den Aspekt des Stolzes hinsichtlich der „WM-Fahnen“ angehe, erklärte sie ihm, dass ihre Generation nicht mit einem Fahnenkult aufgewachsen sei.

Eine Mitarbeiterin der Senatsverwaltung Berlin betonte dahingehend, dass sie nicht stolz sei, Deutsch zu sein. Sie sei damals stolz gewesen, West-Berlinerin zu sein. Erst als sie mit sechzehn die USA besuchte, wurde sie mit ihrem Deutschsein konfrontiert. Dort galt sie nämlich als „german“ und „Nazi“. „Aber gerade die WM hat doch dazu beigetragen, dass sich in Deutschland ein gesundes Nationalbewusstsein eingestellt hat“, protestierte eine Schülerin. Die Mitarbeiterin erklärte jedoch: „Wir sind dahingehend anders erzogen worden.“ Einen Kompromiss anstrebend, warf eine andere Schülerin ein, dass Fahnen dem Gemeinschaftssinn durchaus nützten. Allerdings könne sie das Adjektiv „stolz“ nicht auf Nationalitäten anwenden. Die Leiterin unterstützte diese Sichtweise und gab an, dass besonders rechte Gruppierungen nationale Symbole operationalisierten. Allerdings seien nationale Symbole in den USA sehr verbreitet. Anscheinend hätten die USA bessere Methoden, um die Menschen über das Amerikanischsein zu integrieren.

### **Die Heimat des „Wohlfühlens“**

Und wieder einmal war es eine Schülerin, die die Diskussion weiterführte. Sie fragte sich nämlich, was denn letztendlich eine Nation ausmache. In Deutschland sei es bisher üblich gewesen, dass Deutschsein am Blut bzw. an der Herkunft festzumachen. Der ältere Migrant nahm diese Stellungnahme auf und sinnierte über die Möglichkeit, wie man Deutschland zur Heimat aller BewohnerInnen machen könne. Dabei befasste er sich mit den Begriffen Identifikation, Assimilierung und der Orientierung an der Leitkultur. Er gab aber zu bedenken, dass auch die MigrantInnen ihrerseits die deutsche Kultur beeinflussten und bereicherten. Somit könnten AusländerInnen auf jeden Fall auch BerlinerInnen sein. Deutscher werde man aber aufgrund anderer Verfahren.

Dies sei von den Nationalstaaten mittels Einbürgerung geregelt. „Was kann man also aus diesem Tatbestand Positives hinsichtlich unseres Themas ziehen?“, wandte er sich schließlich an das Auditorium. „Heimat sollte sein, wo man sich wohl fühlt. Ganz egal, wie man aussieht“, wusste eine Lehrerin sofort zu antworten. Die Leiterin erwiderte bedenklich, dass die äußere Andersartigkeit immer noch dazu führe, sich in Mitteleuropa nicht heimisch fühlen zu können. Eine Schülerin pochte hingegen darauf, dass sich in dieser Sache keine Richtlinien aufstellen lassen könnten: „Es muss immer ein innerliches Dazugehören-Wollen in Bezug auf eine Heimat bestehen.“

Das passende Schlusswort zu dieser Arbeitsgruppe lieferte bezeichnenderweise eine junge Schülerin: „Der Begriff Heimat ist sehr vielschichtig. Man kann zwar eine Herkunft haben, allerdings kann man gleichzeitig den Lebensmittelpunkt als Heimat begreifen.“





## Aus Feinden werden Freunde

*Anne Elsner*

Der Workshop mit dem Arbeitstitel „Aus Feinden werden Freunde“ wurde von einer Schülerin mit Migrationshintergrund auf die Tagesordnung des Open Space gesetzt. Diese Schülerin hatte selbst die Erfahrung gemacht, wie aus einer Feindschaft zu einer Mitschülerin durch die Hilfe der Konfliktlotsen der Schule eine Freundschaft wurde.

Die Frage, die die TeilnehmerInnen des Workshops beschäftigt, ist nun: Ist es überhaupt möglich, dass sich aus einer Feindschaft eine enge Freundschaft entwickelt? Zur Beantwortung dieser Frage wird geklärt, wie Feindschaften überhaupt entstehen und welchen Sinn diese haben können. Schließlich werden einige Lösungsansätze zusammengetragen. Eine besondere Rolle spielen in dieser Diskussion die Wertevermittlung durch die Eltern und die Möglichkeiten der Schule.

### **Wie entstehen Feindschaften?**

Entstehen Feindschaften aus Vorurteilen oder aus konkreten Begebenheiten? Im oben beschriebenen Fall war es eine Feindschaft zwischen einer deutschen Schülerin und einer Schülerin nichtdeutscher Herkunft, die sich allein aus den verschiedenen Nationalitäten heraus begründete. Das Vorhandensein einer wirklichen Feindschaft wird in diesem Fall von den TeilnehmerInnen jedoch angezweifelt. Man solle bei jemandem, den man nicht mag, nicht sofort von einer Feindschaft sprechen – man möge ihn eben einfach nicht. Zu einer Feindschaft gehöre mehr – z.B. ein grober Vertrauensmissbrauch.

Wenn es um Feindschaften gehe, könnten auch die Medien eine Rolle spielen. Durch Berichte, z.B. im Fernsehen, würden fremde Meinungen übernommen, ohne diese selbst zu prüfen und ohne die betreffenden Menschen kennenzulernen. Dieses trägt zur Vorurteilsbildung bei und vermeintliche Feindseligkeiten, beispielsweise zwischen verschiedenen Nationalitäten, können geschürt werden.



## **Feindschaften beenden**

Was aber kann man tun, um Feindschaften enden zu lassen? Es geht dabei nicht um die Frage, wie aus einer Feindschaft eine Freundschaft entstehen kann, da es ohnehin von den TeilnehmerInnen als eher unwahrscheinlich betrachtet wird, dass aus echten FeindInnen enge FreundInnen werden. Als unabdingbare Voraussetzung für die Entwicklung gegenseitiger Akzeptanz wird von den TeilnehmerInnen das Nachgeben einer der beteiligten Parteien angesehen. Einer müsse den ersten Schritt machen. Das falle den Menschen schwer. Es lohne sich jedoch, „über den eigenen Schatten zu springen“, wenn damit ein Schritt in Richtung gegenseitiger Akzeptanz getan werde. Auch die Hilfe von Dritten, z.B. Konfliktlotsen, könne sinnvoll sein. Man trete dem Problem nicht allein gegenüber und habe zudem einen neutralen Puffer zwischen sich und dem anderen.

## **Wertevermittlung im Elternhaus**

Um das Problem schließlich überwinden zu können, sind Offenheit und Toleranz auf allen Seiten unentbehrlich. Wie können diese Faktoren aber vermehrt und gestärkt werden? Dazu wird die Wertvermittlung durch die Familie als sehr wichtig angesehen. Die anwesenden Jugendlichen merken an, dass Werte heute jedoch häufig „auf der Straße“ vermittelt würden, so dass die Familie teilweise nicht mehr in der Lage sei, ihren Kindern Werte wie Toleranz und Akzeptanz nahe zu bringen. Die Jugendlichen bemerken, dass sie sich mit Problemen kaum an ihre Eltern wendeten, da diese, anders als die LehrerInnen, oftmals keine Vorstellung hätten, welchen Problemen man sich „auf der Straße“ gegenübergestellt sehe. Es bestehe daher eine gewisse Angst vor den Reaktionen der Eltern bei den Jugendlichen. Die LehrerInnen hätten in dieser Beziehung bessere Einblicke und kämen aufgrund dessen eher als AnsprechpartnerInnen infrage. In der Freizeit gestalte sich die Situation teilweise so, dass nationalitätshomogene Cliques ganz bewusst Feindschaften zu Gruppen anderer Nationalität unterhielten. Diese Feindschaften stärkten das Gruppengefühl und grenzten die eigene Gruppe nach außen hin ab. An dieser Stelle könnte die Schule einen Beitrag zur Verständigung leisten, so die Meinung der anwesenden Jugendlichen.



## Möglichkeiten in der Schule

An diesem Ort treffen Jugendliche verschiedenster Nationalitäten „friedlich“ aufeinander. Bestehende Vorurteile könnten in der Schule beispielsweise durch gemeinsame Aktivitäten abgebaut werden, so der Vorschlag. Auch ein Mehr an individuellem Kontakt erscheint sinnvoll. Dieser könnte z.B. durch Vertrauenspersonen und SozialarbeiterInnen in der Schule gewährleistet werden, an die die SchülerInnen auch mit privaten Problemen herantreten könnten – Personen, die da sind, zuhören und gegebenenfalls auch helfen können. Ein erster Schritt könnten auch Begegnungsräume für die SchülerInnen sein, in denen sie sich austauschen können.

Es fehle den Schulen auch an interkulturellen MediatorInnen, die speziell auf die verschiedenen Kulturen eingehen können. Weiterhin könnte auch der Ethik-Unterricht verstärkt genutzt werden, um durch die Behandlung der verschiedenen Religionen Vorurteile abzubauen.

Die SchülerInnen drücken abschließend noch einmal sehr deutlich ihr Bedürfnis aus, eineN VertrauenslehrerIn zu haben – nicht zuletzt, da dieseR auch als Vorbild fungieren könne. Von einem Schüler wird bemerkt, dass LehrerInnen teilweise eher als Vorbilder nützen als Eltern, die als Vorbild ungeeignet seien, „wenn sie nur zu Hause sind und nichts gelernt haben“.

Damit endet der Workshop. Besonders beeindruckend war es, zu sehen, wie ungehemmt und offen die SchülerInnen ihren Problemen und Wünschen Ausdruck verliehen haben. SchülerInnen, deren Lehrerin ebenfalls am Workshop teilgenommen hat, bekundeten ihr Erstaunen darüber, dass ihre Lehrerin auch ein „ganz normaler Mensch“ sei und drückten aus, wie schön sie es fanden, dass ihnen mit diesem Open Space die Möglichkeit gegeben wurde, den Erwachsenen und LehrerInnen auf gleicher Augenhöhe zu begegnen, von diesen auch gehört und ernst genommen worden zu sein.

## Bericht über den Abschlusstag des Open Space

### **Rückblick: Ausklang des Vortags**

Als der erste Open Space-Tag zu Ende ging, lagen vier intensive Arbeitsphasen hinter den TeilnehmerInnen, die gegen 16:30 Uhr aus den verschiedenen, im ganzen Haus verteilten Arbeitsorten wieder im Konferenzsaal der Friedrich-Ebert-Stiftung zur Abendrunde zusammenkamen. Im Laufe des Tages war zu den ursprünglichen Anliegen der Eingangsphase noch einiges dazugekommen, die Diskussionen haben zu weiteren Themen und Fragen geführt, die wiederum Anlass für neue Arbeitsgruppe waren – so zum Beispiel auch die Erkenntnis „Aus Feinden werden Freunde“ oder die Frage „Soll die Türkei in die EU?“

Nach diesem arbeits- und entwicklungsreichen Tag sah man den AkteurInnen an, was sie geleistet hatten. Etwas erschöpft, aber stolz und voller neuer Anregungen reflektierten sie den zurückliegenden Open Space-Tag in einer ersten Zwischenbilanz. „Jetzt ist Raum für alles, was heute noch gesagt oder getan werden soll“, betonte die Moderatorin Ilona Böttger. Und da gab es einiges, was die TeilnehmerInnen an Eindrücken, Bewertungen und Erfahrungen mit den anderen teilen wollten.

Ob Erwachsene – „Ich hatte gerade eine sehr anregende Diskussion zu der Frage, welche Bedeutung die Religion für die Jugendlichen hat. Das war unglaublich interessant und hat mir sehr viel Spaß gemacht, obwohl ich selbst gar nicht religiös bin.“ – oder Jugendliche – „Ich hatte eigentlich vorher keine großen Erwartungen, aber jetzt finde ich es total toll, dass alle am Thema interessiert waren und wirklich hier sein wollten“, der positive Gesamteindruck



des Tages verband die Generationen. Auch vereinzelte Befürchtungen aus der älteren Fraktion, ein Open Space könne „das reine Chaos“ sein, konnten durch die heutige Erfahrung ausgeräumt werden: „Alles war super organisiert, man wusste immer, wo was passiert!“ Mit diesem positiven Grundgefühl im Bauch und der abschließenden Rap-Darbietung eines Schülers im Ohr gingen die TeilnehmerInnen in den wohlverdienten Feierabend.

### **Morgenrunde**

Der nächste Tag beginnt entsprechend frisch und energiegeladen, die Erlebnisse des Vortags haben sich über Nacht etwas gesetzt und die neuen Ideen sind geordnet. Der heutige Tag wird der Handlungsorientierung und der Verabredung konkreter Projekte gewidmet sein. Jetzt müssen die Ergebnisse und Erkenntnisse der gestrigen Diskussionen in die Tat umgesetzt werden. Die Morgenrunde dient zunächst noch einmal der Reflexion des Vortags und bietet Raum für den Austausch von Ideen und Anregungen, die über Nacht noch aufgekommen sind. Einem Teilnehmer ist eine ausführliche Zusammenstellung diverser Berliner Adressen gegen Gewalt in die Hände gefallen, die er mit Nachdruck empfiehlt. Eine Kollegin hat eine Ergänzung zur gestrigen AG





„Welche Rolle spielt der kulturelle Hintergrund bei der Gewaltausübung?“, in der über verschiedene Formen verbaler Gewalt am Beispiel der Texte des Berliner Skandalrappers Bushido diskutiert wurde. Just am heutigen Tag hat Der Tagesspiegel einen Artikel über Bushido und seine umstrittenen Aussagen veröffentlicht, der jetzt für alle zugänglich an der Infowand hängt. Genau in solchen Hinweisen liegt der Sinn der wiederholten Plenumsrunden des Open Space, Informationen sollen mit allen geteilt, Anregungen weitergegeben werden.

### **Dokumentation: Früchte der Diskussion**

Nach diesem entspannten Einstieg in den Tag brennen die TeilnehmerInnen darauf, die Ergebnisse ihrer gestrigen Arbeit in die Hände zu bekommen. In der Mitte des Saales stapeln sich die über Nacht erstellten dicken Dokumentationen der gestrigen Arbeitsgruppen. Das geballte Wissen der 200 TeilnehmerInnen materialisiert sich auf über 50 Seiten, schon allein die Quantität der geleisteten Arbeit macht stolz. Die 30 Minuten Lese-phase sind nun auch notwendig, um einen ungefähren Überblick über die gesamte Bandbreite der Arbeitsprozesse und Ergebnisse des gestrigen Tages zu erhalten, zumal selbst bei intensivster Anwendung des Gesetzes der zwei Füße die persönliche Teilnahme an alle Diskussionsrunden nicht zu schaffen war. 34 Arbeitsgruppen listet das Inhaltsverzeichnis der Dokumentation auf, jede AG hat ihre Arbeit teilweise auf mehreren Dokublättern festgehalten.

Es gehört zur Grundidee des Open Space, dass alle die gesamten Arbeitsergebnisse schriftlich erhalten und mit nach Hause nehmen können. Transparenz wird groß geschrieben, ebenso wie das Ziel der langfristigen Vernetzung aller Beteiligten. Hierzu trägt eine ausführliche Kontaktliste am Ende der Dokumentation bei, die eine unkomplizierte und direkte Kommunikation zwischen den Open Space-TeilnehmerInnen auch nach Ende der eigentlichen Veranstaltung erlaubt. Viel Lesestoff also, der konzentriert durchgearbeitet wird.

Anschließend bekommen alle noch einmal Gelegenheit, in Ruhe in sich hineinzuhorchen und die vorliegenden Ergebnisse für sich persönlich zu bewerten und einzuordnen. „Mit welchen Erwartungen bin ich hierher gekommen?



Was bedeuten die gemachten Erfahrungen für mich, für mein Verhalten, für mein Leben in der Schule, im Job usw?“. Diese Fragen gibt Ilona Böttger den Teilnehmer/innen mit auf den Weg für die folgenden sieben Minuten der Ruhe- und Reflexionsphase. Es wird erstaunlich still im Saal, jede/r ist mit sich beschäftigt. Erst ein Gong holt alle wieder aus ihren Gedanken in den Konferenzsaal zurück.

„Sucht Euch einen Partner/eine Partnerin im Raum, der/die Euch noch unbekannt ist, mit dem/der Ihr schon immer mal reden wolltet, und erzählt Euch gegenseitig Eure persönlichen Eindrücke“, fordert die Moderatorin die Teilnehmer/innen auf, woraufhin ein allgemeines Stühlerücken beginnt und sich Wanderbewegungen in alle Himmelsrichtungen in Gang setzen. Die Pärchen formieren sich und der Stimmgewirrpegel steigt erheblich. „Wir sind her gekommen, weil wir wollen, dass es eine gewaltfreie Gesellschaft gibt und weil wir dabei mitmachen wollen. Und das hier ist ein guter Anfang“, erklären Schüler einer Berliner Gesamtschule. Ganz ähnliche Motive und Eindrücke hat eine Schülergruppe der Rütli-Schule: „Wir sind hier, weil hier Leute sind, die Reden, um Probleme zu lösen und das nicht mit Gewalt machen. Diese Erwartungen haben sich erfüllt.“ So haben ein jeder und eine jede persönliche Ansprüche und Erfahrungen.

## **Handlungsplanung**

Der Austausch schafft die richtige Stimmung, um in die eigentliche Handlungsphase des Open Space einzusteigen. Was soll von den vielen, vielen Anregungen und Ideen der Arbeitsgruppen letztendlich weiterverfolgt und umgesetzt werden? Ilona Böttger und ihr Team haben in der Zwischenzeit den Raum für das Sammeln der Vorhaben geschaffen. Wieder liegen Papierbögen und Filzstifte bereit, eine Reihe von Stellwänden sind im Saal verteilt. Hier pinnen die HelferInnen die Vorhaben an, die aus allen Ecken des Raumes zusammengetragen werden.

Aus einer Diskussionsrunde ist eine Initiative zur Ausbildungsplatzsituation junger MigrantInnen hervorgegangen. In einer Art Pilotprojekt soll eine Gruppe aus ca. zehn Jugendlichen unterschiedlicher Herkunft mit den Personalabtei-

lungen von mehreren Unternehmen zu Gesprächen zusammengebracht werden. Befragungen sollen die auf beiden Seiten vorhandenen Erwartungen und Vorurteile offenlegen und einen unbefangenen Austausch ermöglichen. Dabei sollen insbesondere die Stärken der MigrantInnen, z.B. Zweisprachigkeit und interkulturelle Kompetenz, in den Vordergrund gerückt werden. An anderer Stelle ist ein Journalistenworkshop zum Thema „Jeden Tag ein gutes Projekt“ geplant, das JournalistInnen dazu anregen soll, verstärkt auch die positiven Beispiele gelungener Integration in die Berichterstattung aufzunehmen. Eine Gruppe von SchülerInnen möchte in einem Brief an die Berliner Regierung kostenlose Kindergartenplätze, mehr Chancengleichheit und eine bessere Integrationsarbeit in den Kindergärten fordern und ruft die Open Space-Belegschaft zur Unterschriftensammlung auf. Viele Vorhaben richten sich auf den Aktionsbereich Schule: So z.B. das Projekt, mehr interkulturelle VermittlerInnen an die Schulen zu bringen und das Konzept der gewaltfreien Kommunikation stärker zu verbreiten, oder die Idee, eine AG zu Migrantensprachen und Zweisprachigkeit an der eigenen Schule zu initiieren. Auch das Angebot eines Schülers, Rap-Workshops an Schulen durchzuführen, und der Plan, eigene Open Space-Trainings für Schülervertretungen zu entwickeln fallen in





diesen Bereich, ebenso wie das Vorhaben, eine Projektübersicht und ein Methodenhandbuch für die Elternarbeit zu entwickeln. Schließlich soll in nächster Zeit auch verstärkt über die Beteiligung von SchülerInnen in der Schule nachgedacht werden und einige Jugendliche wollen sich für regelmäßige interkulturelle Projekttage an ihren Schulen einsetzen. Andere Vorhaben zielen auf die Bezirksebene, so unter anderem eine Initiative, die politische Beteiligung junger Menschen in Neukölln zu stärken und einen engen Kontakt zwischen Jugendlichen und BezirkspolitikerInnen herzustellen.

Nach einer halben Stunde liegen alle Handlungsvorhaben auf dem Tisch und man hat den Eindruck, dass die versammelten TeilnehmerInnen selbst ein bisschen beeindruckt sind, ob dieser Fülle an kreativen und innovativen Projektideen, die sie hervorgebracht haben. Jetzt zeigt sich endgültig, dass die intensiven Diskussionen des Vortags praktische Früchte tragen und dass die Ergebnisse den Open Space überdauern werden. Langfristige Handlungsorientierung und Nachhaltigkeit sind schließlich zwei der großen Ziele eines Open Space.

### **Verabredungsphase**

Für die Open Space-Gemeinschaft steht nun der erste Schritt in der Umsetzung der diversen Vorhaben an. Die Verabredungsphase beginnt noch einmal damit, dass sich alle auf verschiedene Gruppen aufteilen. Jede/r entscheidet, ob und bei welchen Projekten er/sie in den kommenden Wochen mitwirken möchte. Die Projektgruppen versammeln sich in Stuhlkreisen um eine Stellwand und planen ihre ersten Schritte. Wer kann was zur Verwirklichung unserer Idee beitragen? Was sind unsere ersten Schritte und unser Zeitplan? Wann findet das nächste Treffen statt? Die Fragen gleichen sich quer durch die Gruppen. Es werden Kontaktlisten eingerichtet und inhaltliche Schwerpunkte festgelegt. Einige Projekte eignen sich dazu, die Umsetzung sofort zu beginnen. So geht nach kurzer Zeit schon die Unterschriftenliste für den Brief an die Berliner Regierung herum. Andere Ideen brauchen einen längeren zeitlichen Vorlauf. Die Initiative Ausbildungsplätze wird sich zum ersten Mal in den Herbstferien treffen, es ist schon jemand gefunden, der einen Kontakt zur Deutschen Bank vermitteln kann.



Nach einer Stunde kommen alle zum letzten Mal zur Absprache im Plenum zusammen und die Initiatoren stellen die Handlungsverabredungen zu den einzelnen Projekten vor. Die Gruppe „Beteiligung in Neukölln“ wird Ideen sammeln, wie die politische Einflussnahmen von Jugendlichen erhöht werden kann, und diese zusammen mit konkreten Themenvorschlägen in einem Internetforum allen Interessierten zugänglich machen. Auch die Schülergruppe „Brief an die Regierung“ wird Informationen zum weiteren Vorgehen und zu den Ergebnissen im Internet bereit stellen. Die KulturvermittlerInnen wollen sich stärker vernetzen und ihren Bekanntheitsgrad an Schulen steigern. Ein erstes Pilotprojekt wird in Mitte mit der AG Gewaltprävention anlaufen. Und auch der erste Rap-Workshop ist bereits vereinbart. Die Phase der Handlungsverabredungen hat eine Eigendynamik entwickelt, die alle TeilnehmerInnen längst mitgerissen hat. Auch zum jetzigen Zeitpunkt steht jedes einzelne Projekt noch weiteren MitstreiterInnen offen und es werden neue ExpertInnen für Ideen gewonnen.

Mit den geschlossenen Handlungsverabredungen neigt sich der Open Space seinem Ende zu, die TeilnehmerInnen haben einen intensiven und anspruchsvollen Prozess von der anfänglichen Themenfindung und Selbstorganisation über zahlreiche spannende Diskussionsrunden bis hin zum Herausfiltern der Kernergebnisse und deren Umsetzung in konkrete Projekte durchlaufen. Sie sind vom Nachdenken über das Diskutieren schließlich beim Handeln angekommen. Von nun an werden die Projekte in Eigenregie weiterlaufen. Zumindest bis zum 18. Januar 2007, dann findet das Nachtreffen dieses Open Space statt. Hier wird Gelegenheit sein, eine erste Bilanz der Projekte zu ziehen, Handlungsvereinbarungen zu erneuern und neue Allianzen zu schließen.

## **Abschlussrunde**

Der große Open Space geht mit einer letzten Abschlussrunde zu Ende, in der die TeilnehmerInnen ein letztes Mal ihre Eindrücke und Einschätzungen teilen. Das Mikrophon macht die Runde und eine Aussage zieht sich durch fast alle Beiträge, sowohl die der Jugendlichen wie auch der Erwachsenen: Die Zusammenarbeit von jung und alt, die Begegnungen auf Augenhöhe und das gegenseitige Zuhören haben beide Seiten begeistert und bereichert. Es scheint

so, als wäre für diesen eigentlich selbstverständlichen Austausch im normalen Alltagsleben nicht viel Platz. Auch inhaltlich haben die Diskussionen die Erwartungen erfüllt: „Das Modewort der Parallelgesellschaften macht in letzter Zeit andauernd die Runde in der öffentlichen Debatte. Diese Veranstaltung hat gezeigt, dass das übertrieben ist und dass das Zusammenleben möglich ist, wenn man es wie wir hier aktiv angeht“, fasst ein Teilnehmer zusammen. Dies ist sicher auch der Zusammensetzung der Gruppe zu verdanken oder wie es eine Schülerin ausdrückt: „Ich habe viele Leute getroffen, die interessiert sind und zu dem Thema was zu sagen haben. Das hat mich sehr gefreut.“

Die, die da sind, sind die Richtigen, auch dieser Grundsatz hat sich letztendlich als richtig erwiesen. Und für einige hat die Teilnahme an diesem Open Space eine ganz persönliche Bedeutung, wie für eine Schülerin mit Migrationshintergrund, die in Berlin die 11. Klasse besucht: „Manchmal bin ich schon ziemlich traurig und fühle mich in Deutschland nicht richtig wohl. Aber bei den Open Space-Veranstaltungen kann ich immer wieder Kraft und Mut sammeln. Hier finde ich Menschen, die interessiert sind und meine Probleme ernst nehmen.“

Dieses Interesse am anderen und die gegenseitige Wertschätzung sind die Grundlage jeder gelungener Integration, da sind sich alle einig. Zu den Eingangsfragen des diesjährigen Open Space – Integration – Was heißt das? Wie geht das? Was kann ich tun? – haben die TeilnehmerInnen jedenfalls eine ganze Reihe von persönlichen Antworten und Handlungsstrategien gefunden.



Alina Fuchs

Friedrich-Ebert-Stiftung

## Vorhaben

Anerkennung und Beteiligung in der Schule stärken: Trainerin bietet kostenlose Beratung zu Beteiligungsverfahren

Organisation einer Rap-Veranstaltung, um Gelder für Projekte zu sammeln

Regelmäßige interkulturelle Projekttage an Schulen in Zusammenarbeit mit der Präventions-AG in Berlin-Mitte

Kostenlose Kindergärten und Sprachförderung: Petitionsschreiben mit Unterschriftenliste an Berliner Landesregierung

Aus Feinden werden Freunde: Workshop zur gewaltfreien Kommunikation

Ausbildungsmöglichkeiten von Migrantinnen und anderen im Vergleich: Diskussionsrunde zur Auswertung von Erfahrungen aus Schulen und Unternehmen

Die Politik in Neukölln mitgestalten: Gemeinsame Information und Austausch über politische Strukturen und Themen

AGs zur Zweisprachigkeit an Schulen einrichten

Rap-Workshops in Schulen

Open space Trainings mit Schülervertreterinnen

Jeden Tag ein gutes Beispiel in der Presse: Workshops für Journalistinnen und Engagierte

## **Forum Politik und Gesellschaft der Friedrich-Ebert-Stiftung**

Die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) ist eine politische Stiftung, die den Zielen der sozialen Demokratie verpflichtet ist. Das Forum Politik und Gesellschaft ist in der Friedrich-Ebert-Stiftung in Berlin für die Themengebiete Jugend und Politik, Familie, Frauen und Gender zuständig. Für Jugendliche und junge Erwachsene sowie für alle, die sich für sie einsetzen, bietet das Forum Politik und Gesellschaft regelmäßig Veranstaltungen zu aktuellen und spannenden Themen an. Mit innovativen beteiligungsorientierten Veranstaltungsformen motivieren wir die TeilnehmerInnen, selbst Initiative zu ergreifen und sich aktiv einzubringen.

Friedrich-Ebert-Stiftung  
Forum Politik und Gesellschaft  
Hiroshimastr. 17, 10785 Berlin  
E-Mail: [forumpug@fes.de](mailto:forumpug@fes.de)  
[www.fes.de/forumpug](http://www.fes.de/forumpug)

## **Landeskommission Berlin gegen Gewalt**

Die Landeskommission Berlin gegen Gewalt ist ein vom Berliner Senat eingesetztes Staatssekretärsgrremium. Sie ist das zentrale Präventionsgrremium des Landes Berlin im Bereich der Kriminalitäts- und Gewaltprävention. Sie hat den Auftrag, auf die Gestaltung einer langfristigen und nachhaltigen Präventionsarbeit in Berlin hinzuwirken, sie zu unterstützen und zu fördern. Sie befasst sich vor allem mit den Themen Kinder- und Jugenddelinquenz, Schule und Gewaltprävention, Gewalt gegen Frauen und Mädchen, Jugendstrafrechtspflege, Gewalt in der Familie, Gewalt in der Erziehung, Rechtsextremismus und Kommunale Prävention.

Ansprechpartnerin: Hiltrun Hütsch-Seide  
Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport  
Beuthstr. 6-8, 10117 Berlin  
Tel.: 030/90265453  
Fax: 030/90265003  
E-Mail: [Hiltrun.Huetsch-Seide@SenBJS.Verwalt-Berlin.de](mailto:Hiltrun.Huetsch-Seide@SenBJS.Verwalt-Berlin.de)  
[www.berlin-gegen-gewalt.de](http://www.berlin-gegen-gewalt.de)

## Theater der Erfahrungen

In der Schule, auf der Straße, in Senioreneinrichtungen, Kulturhäusern – immer öfter sind dort aktive ältere Menschen anzutreffen, die mit ihrem Wandertheater heiße Eisen und brisante Themen aufgreifen. Und nicht, weil sie sich als rüstige Rentner mit einem interessanten Hobby präsentieren möchten, sondern weil sie mit ihren Erfahrungen mittels Theaterspiel eine Rolle spielen wollen. Derzeit arbeiten unter dem Dach des Theaters der Erfahrungen die vier Gruppen „Spätzünder“, „Die Grauen Zellen“, „Ostschwung“ und die „Bunten Zellen“ (deutsch-türkisch) und zeigen insgesamt zehn aktuelle Produktionen. Darüber hinaus engagieren sich die über 50 ehrenamtlichen Darstellerinnen ab 55 Jahren im Zusammenspiel mit Jung und Alt und entwickeln generationsübergreifende Programme. Neu am Start sind die „Kreativen Potentiale des Alters“, ein Projekt, das bezirksübergreifend Impulse gibt für den Aufbau von aktiven Seniorengruppen im Bereich der sozial-kulturellen Arbeit.

Ansprechpartnerinnen:

Eva Bittner und Johanna Kaiser

Nachbarschaftsheim Schöneberg e. V.

Theater der Erfahrungen

Cranachstr. 7, 12157 Berlin

Tel.: 030/8554206

Fax: 030/8554378

E-Mail: [theater-der-erfahrungen@nachbarschaftsheim-schoeneberg.de](mailto:theater-der-erfahrungen@nachbarschaftsheim-schoeneberg.de)

[www.theater-der-erfahrungen.de](http://www.theater-der-erfahrungen.de)







